

Wehlauer Heimatbrief

22. FOLGE

1979



Bücher, die uns interessieren

Der redliche Ostpreuße. Ein Kalenderbuch für 1980. Herausgeber: Emil Johannes Guttzeit. 31. (144.) Jahrgang. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 136 Seiten. Kart. 9,80 DM.

Der schon von der Heimat her vertraute Kalender liegt wieder vor mir. Da kann man nichts anderes tun, als sich behaglich in die Ecke setzen und blättern... und aus dem Blättern wird dann schnell Lesen. Er bringt wieder so viele interessante Beiträge, geschichtliche Aufsätze, Gedichte, ansprechende Erzählungen, dazu Zeichnungen und Illustrationen. In die verschiedensten Gegenden Ostpreußens wird man geführt: zu den Märkten in Mohrungen, ins Ermland und ans Frische Haff, Pillupönen fehlt nicht und nicht die Rominter Heide. Es war ein guter Einfall, im Kalendarium allmonatlich Aussagen bedeutender Persönlichkeiten (meist nicht ostpreußischer Herkunft) über Ostpreußen zu bringen. Sehr zu begrüßen ist auch die Übersicht der 1938/39 erfolgten Namensänderungen ostpreußischer Städte und Gemeinden. Was soll man abschließend zum Jahrgang 1980 anderes sagen, als das, was 1832 in den „Preussischen Provinzialblättern“, 7. Band, in einer Besprechung des Vorgängers „der redliche Altpreuße“ stand: „... Übrigens ist es nicht nöthig, etwas zum Lobe dieses Kalenders hinzuzufügen, denn, gleich einem guten Weine, lobt er sich selber, und, ‚ubi plurima nitent‘ – Zu wünschen ist nur, daß der Unternehmer auf diesem eingeschlagenen guten Wege unverdrossen fortfahre und ihm die Theilnahme seiner Landsleute zu Theil werde, welcher er sich durch solche Leistungen unstreitig würdig macht.“

Ostpreußen im Bild 1980. Bildpostkartenkalender. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 9,80 DM.

Der Kalender (Format 14,8 x 21 cm) bringt 24 Postkarten mit ausgesuchten Motiven von Städten, Bauwerken und Landschaften, dazu ein übersichtliches Kalendarium.

Neu ist eine geographische Übersichtskarte der Provinz.

Titelbild:

Kremitten, Altarschrein (Anfang 16. Jahrhundert), Marienkrönung. Der gotische Schnitzaltar vom Anfang des 16. Jahrhunderts ist eines der bedeutendsten Kunstwerke Ostpreußens.

Impressum

Satz und Druck: Lemhoefer u. Krause

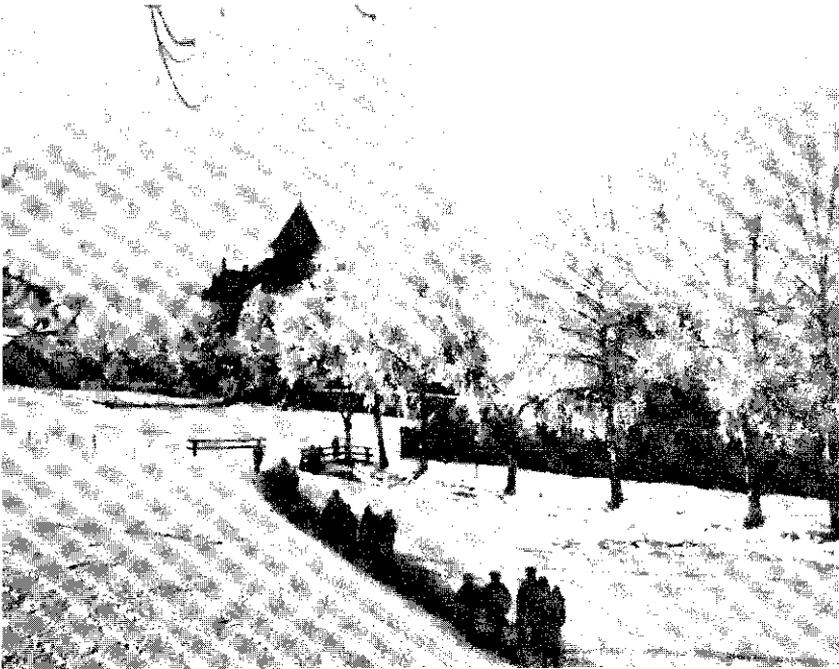
Buch- und Offsetdruck, Hameln

Verlag: Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.

Redaktion: Rudolf Meitsch, Körnerstr. 8, 3000 Hannover 1

Inhaltsverzeichnis

Bücher, die uns interessieren	Seite	U2
Foto: Wehlau Schanzenweg bei Raureif	Seite	1
Neujahrslied	Seite	1
Argumentationshilfe zur Rechtslage Deutschlands und der Deutschen	Seite	2
Romowe lag höchstwahrscheinlich östlich von Wehlau	Seite	10
Schliebensches Erbbegräbnis in der Wehlauer Kirche	Seite	11
Wasserschäden durch Überschwemmung der Fluten bei Eisgang	Seite	12
Wehlau in der Franzosenzeit	Seite	13
Foto: König Friedrich Wilhelm III. von Preußen	Seite	14
Foto: Das alte Landratsamt in der Klosterstraße	Seite	16
Aus Tapiaus Vergangenheit	Seite	19
Erinnerungen an Paterswalde	Seite	20
Foto: Paterswalde, Teilstück der Kanzel	Seite	21
Der letzte Tag in Wehlau	Seite	24
Foto: Wo stand diese Mühle?	Seite	30
Foto: Wo stand diese Mühle?	Seite	31
Geschichten aus dem Pradies		
Unser Schulweg nach Parnehen	Seite	32
Meine Großmutter	Seite	33
Blaubeeren, Schnee und dicke Pelze	Seite	33
Landwirtschaftliche Betriebe im Kreis Wehlau: Augken	Seite	35
Domäne Kleinhof-Tapiau, Kreis Wehlau	Seite	36
De Kriezknopp	Seite	37
Wir gedenken der Heimgegangenen	Seite	39
Schülertreffen 1980	Seite	41
Wir gratulieren zum Geburtstag	Seite	41
Familiennachrichten	Seite	44
Wir suchen	Seite	45
Spendeneingänge	Seite	46
Spendenaufruf	Seite	48
Werbung für neue Bücher	Seite	U3
Werbung Heimatbuch Wehlau	Seite	U3
Werbung Ostpreußenblatt	Seite	U4



Wehlau, Schanzenweg bei Rauhreif

Neujahrslied

Mit der Freude zieht der Schmerz
traulich durch die Zeiten,
schwere Stürme, milde Weste,
bange Sorgen, frohe Feste
wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne fällt,
blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh wir's bitten,
ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

Gebe denn, der über uns
wägt mit rechter Waage,
jedem Sinn für seine Freuden,
jedem Mut für seine Leiden
in die neuen Tage!

Jedem auf des Lebens Pfad
einen Freund zur Seite,
ein zufriedenes Gemüte,
und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite.

Johann Peter Hebel

Argumentationshilfe zur Rechtslage Deutschlands und der Deutschen

Diese Argumentationshilfe zur Rechtslage Deutschlands und der Deutschen legte der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Herbert Czaja, der diesjährigen Bundesversammlung des Bundes der Vertriebenen vor. Wir brauchten diese Argumentation, betonte er, um in den bevorstehenden Auseinandersetzungen bestehen zu können. Wichtig sei es vor allem, dies alles im politischen Bewußtsein und im Willen des Volkes zu verankern.

I.

Wir vertreten die Rechte ganz Deutschlands und der Deutschen, eingeschlossen die Rechte unserer Heimat, weil

- wir nach der Satzung des Bundes der Vertriebenen die Mitverantwortung für die Zukunft des ganzen Volkes tragen;
- unsere Heimat, unserem Volk und Vaterland die Treue halten;
- das Grundgesetz achten;
- eine Politik auf den Grundlagen des Rechts, nicht des Unrechts und Faustrechts wollen;
- nur so einen dauerhaften Frieden und die Verständigung mit den Nachbarn fördern;
- von diesem Ausgangspunkt ein gerechter und tragbarer Ausgleich in einer freien und föderalen Ordnung der Staaten, Völker und Volksgruppen in Europa möglich ist.

II.

Die Rechtslage Deutschlands und der Deutschen ist weitgehend unbekannt. Wir haben an ihrer Klärung und Fixierung mitgewirkt, wir müssen helfen, sie breiten Bevölkerungsschichten bewußt zu machen. Die daraus sich ergebenden Pflichten sollten den Willen der politischen Parteien, der Staatsorgane und aller Bürger prägen.

III.

Auch die Deutschen haben Anspruch auf die Wahrung der Normen des Völkerrechts, des Selbstbestimmungsrechts, des Rechts auf die Heimat, der Menschenrechte.

Die Staaten, auch das fortbestehende Deutschland, sind souverän und von fremder Einmischung unabhängig, soweit nicht Rechtsverpflichtungen durch Verträge übernommen wurden oder das allgemeine Völkerrecht solche Verpflichtungen gebietet.

Gebietsveränderungen sind nach neuerem Völkerrecht nicht mehr durch Gewalt, sondern nur aufgrund von frei vereinbarten Verträgen rechtswirksam. Das Selbstbestimmungsrecht ist spätestens seit den UN-Menschenrechtspakten eine Norm des Völkerrechts und gilt für alle Völker.

Das Verbot der Massenvertreibung, die Freizügigkeit vom und zum angestammten Wohnsitz, das Recht auf die freie Entfaltung als Einzeler und in der Gemeinschaft in der angestammten Heimat gehören seit langem zu den Fundamenten des internationalen Rechts. Das Recht auf die Heimat gibt auch den Deutschen Anspruch auf eine zumutbare und umfassende Wiederherstellung ihres Rechts und, in Verständigung mit den Nachbarn, zur Mitwirkung am Wiederaufbau der Heimat nach freier Entscheidung.

Die angemessene Erfüllung der Menschenrechte muß mit politischem und wirtschaftlichem Gewicht eingefordert werden. Sie verbieten u. a. jede Diskriminierung aus Gründen der nationalen Herkunft, sie sollen auch die Pflege der nationalen Eigenart dem einzelnen und jedem in der Gruppe Gleichgesinnter, ebenso wie in der Regel die Ausreisefreiheit gewährleisten. Sie sind Ausgangspunkt für die internationale Sicherung der Volksgruppenrechte, die in bestimmten Regionen des südlichen und westlichen Europa bereits auf dem Wege der Verwirklichung sind.

Durch militärische Kapitulation wurde Deutschland in seinen rechtmäßigen Grenzen nicht aufgelöst und ausgelöscht, Verträge und Staatenpraxis gehen von seinem Fortbestand aus. Die Kollektivschuld eines Staatsvolkes und der Ausschluß aus der Staatengemeinschaft sind dem Völkerrecht unbekannt und moralisch nicht zu begründen. Persönliche Schuld ist auf allen Seiten in geordnetem Rechtsgang zu sühnen, schwere politische Fehler durch besondere Hilfen zu konstruktivem Wiederaufbau und zur Zusammenarbeit mit den Nachbarn wiedergutzumachen.

IV.

Zur Rechtslage Deutschlands berufen wir uns vorweg auf die innerstaatliche verbindliche Verfassung, die völkerrechtlichen Grundlagen und das allgemeine Völkerrecht.

1. Auch nach dem Völkerrecht besteht Deutschland in seinen rechtmäßigen Grenzen fort.

Das Londoner Übereinkommen zur Übernahme der Besatzungsgewalt nach der militärischen Kapitulation vom 12. 9. 1944, ergänzt am 14. 11. 1944, gilt nach dem alliierten Friedensvertragsvorbehalt vom 11. 8. 1970 zum Moskauer Vertrag fort; es geht in Art. I ausdrücklich von den Grenzen Deutschlands vom 31. 12. 1937 aus. Ebenso gilt nach der Note vom 11. 8. 1970 die Berliner Erklärung vom 5. 6. 1945 weiter; sie erteilt eine Absage an jede Annexion in diesem Deutschland. Auch in den westlichen Noten vom 19. 11. 1970 zum Warschauer Vertrag wird die Unberührtheit dieser Verträge und Vereinbarungen und der Fortbestand der Rechte und Verantwortlichkeiten der vier Mächte für Deutschland als Ganzes – nach vorheriger polnischer Hinnahme – festgestellt.

Das Potsdamer Protokoll, auf das sich die VR Polen als auf einen konstitutiven Akt für den angeblichen Gebietsübergang bezieht, ist ohne Mitwirkung Deutscher als ein – wenn überhaupt – „Vertrag zwischen Dritten“ zustande gekommen und stellt ausdrücklich in Artikel IX die endgültige Gebietsregelung zurück. Das polnisch-sowjetische Grenzübereinkommen vom 16. 8. 1945 bezeichnet ausdrücklich den „endgültigen Beschluß“ über Polens Westgrenze als ausstehend, die USA widersprachen u. a. durch Außenminister Byrnes am 6. 9. 1946 (in Stuttgart) und Außenminister Marshall am 9. 4. 1947 (in Moskau) ausdrücklich jeder Auslegung von Potsdam im Sinne einer endgültigen Grenzregelung. Das Unrecht der Massenvertreibung kann außerdem keineswegs als rechtmäßige Begründung des Gebietswandels herangezogen werden.

Nach Beendigung des Kriegszustandes mit Deutschland seitens des Westens (1951) und der UdSSR (1955) blieben im frei organisierten Teil Deutschlands, in der Bundesrepublik (Grundgesetz vom 23. 5. 1949), nur Restbestände des Besatzungsrechts (neben der fortbestehenden 4-Mächte-Verantwortung für ganz Berlin). Durch

das Petersberger Abkommen (22. 11. 1949), den Überleitungsvertrag und den Generalvertrag vom 26. 5. 1952, die Schlußakte der Londoner Neun-Mächte-Konferenz (3. 10. 1954) und den Deutschlandvertrag in seiner letzten Fassung (23. 10. 1954) erhielt der frei reorganisierte Teil Deutschlands, die Bundesrepublik Deutschland, fast die volle Souveränität.

Durch die Londoner Schlußakte, vor allem aber durch den Deutschlandvertrag verpflichten sich die USA, Großbritannien, Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland, daß erst bei einem frei vereinbarten Friedensvertrag eine endgültige Festlegung der Grenzen Deutschlands erfolgen darf und daß sie bis zu einem Friedensvertrag mit friedlichen Mitteln darauf hinwirken, die Wiedervereinigung Deutschlands mit einer freiheitlich-demokratischen Verfassung, integriert in der Europäischen Gemeinschaft, zu verwirklichen. Der Deutschlandvertrag enthält insofern keine Gebietsgarantie für Deutschland als Ganzes in einem Friedensvertrag, wohl aber die Bestandsgarantie bis zu einem Friedensvertrag und die Verpflichtung zu seiner freien Aushandlung.

Die Volksrepublik Polen (Art. IV des Warschauer Vertrages), die UdSSR (Art. 4 des Moskauer Vertrages) und die „DDR“ (Art. 9 Grundlagenvertrag) bestätigten ausdrücklich die Unberührtheit dieser Verpflichtungen durch die Ostverträge.

(„Dieser Vertrag berührt nicht die von den Parteien früher geschlossenen oder sie betreffenden zweiseitigen oder mehrseitigen internationalen Vereinbarungen.“)

Art. I des Warschauer Vertrages enthält demgegenüber – auch zum Unterschied zum Wortlaut des Görplitzer Vertrages – keine Anerkennung der bestehenden Grenzlinie, sondern lediglich deren Beschreibung (nicht Staatsgrenze „ist“ – wie im Görplitzer Vertrag, sondern „bildet“). Der sowjetische Außenminister Gromyko hat in den Moskauer Verhandlungen am 29. 7. 1970 festgestellt, daß man den Begriff der Anerkennung der Grenzen fallengelassen hat (nach einem komplizierten Prozeß).

Außerdem haben die drei Westmächte den Vertragspartnern in Warschau – sogar nach deren Absprache darüber – notifiziert, daß durch die Ostverträge „die Rechte und Verantwortlichkeiten“ Frankreichs, Großbritanniens, der UdSSR und der USA für Deutschland als Ganzes nicht berührt werden und nicht berührt werden können. Sie haben in der Note zum Moskauer Vertrag, wie bereits angeführt, auf die Fortwirkung des Londoner Übereinkommens von 1944 und der Berliner Erklärung vom 5. Juni 1945 hingewiesen und auch zum Warschauer Vertrag auf diese bekannten Verträge und Vereinbarungen Bezug genommen.

Das Offensein der ganzen deutschen Frage gründet nicht nur auf den Friedensvertragsvorbehalt, sondern auch auf dem Wortlaut der Ostverträge und der fort-dauernden Wirksamkeit der Westverträge, aus deren Rechtsverpflichtungen für Deutschland als Ganzes die Bundesrepublik die anderen Bündnispartner nicht entlassen kann, es sei denn, sie änderte ihr Grundgesetz oder das ganze deutsche Volk billigte in Freiheit nach Art. 146 GG eine andere Lösung.

Die Bundesregierung hat darüber hinaus vor dem Bundesverfassungsgericht nachgewiesen, daß sie während der Vertragsverhandlungen gegenüber der VR Polen eindeutig darauf bestand, daß sie einen Friedensvertrag nicht präjudiziert, über die Rechtsposition ganz Deutschlands nicht entscheiden kann und nur ihrerseits bis zu einem frei vereinbarten Friedensvertrag jede Maßnahme zu einem gewaltsamen Gebietswandel unterlassen und die (faktische) Gebietshoheit Polens nicht infrage stellen wird. Sie hat abermals in der Fragestunde vom 18. 1. 1979 und 9. 2. 1979 festgestellt, daß die VR Polen nach Art. IV des Warschauer Vertrages, den sie hingenommen hat, nach dem Friedensvertragsvorbehalt der Alliierten und den Feststellungen der deutschen Vertreter während der Verhandlungen nicht von der Anerkennung ihrer polnischen Souveränität in den Oder-Neiße-Gebieten durch die Bundesrepublik ausgehen konnte. Darüber hinaus waren die Schranken des Grundgesetzes für den Vertragswillen der Bundesregierung dem polnischen Vertrags-

partner vor Vertragsabschluß nach Treu und Glauben offensichtlich. Unterstützer der polnischen Thesen von einer angeblichen Endgültigkeit der Grenzziehung verschleiern den Unterschied zwischen Gebietshoheit und territorialer Souveränität (ähnlich dem Unterschied im Zivilrecht zwischen dem „Besitzer“ eines Gegenstandes, der keineswegs auch sein „Eigentümer“ sein muß), wie sie auch in der Panama-Kanalzone und auf Okinawa lange Zeit bestand und auf den japanischen Kurilen noch besteht.

Auch die westliche Staatenpraxis nach den Ostverträgen geht vom Fortbestand ganz Deutschlands und seiner gemeinsamen Staatsangehörigkeit aus. So z. B. Großbritannien in der Note zum Konsularvertrag mit der „DDR“ an die Bundesrepublik Deutschland, veröffentlicht am 17. 6. 1976, die USA, (Erklärung im Repräsentantenhaus am 7. 5. 75) und die Erklärung zur Wiedervereinigung des französischen Außenministers in der Nationalversammlung im Mai 1979. Ein gleiches beweist die Fortsetzung zahlreicher internationaler Verträge des Deutschen Reiches mit dem frei reorganisierten Teil Deutschlands, der Bundesrepublik Deutschland.

Die Wirkungen des Art. IV des Warschauer Vertrages, des Deutschlandvertrages, der alliierten Friedensvertragsvorbehalte und des deutschen Vorbehaltes werden von den Staatsorganen der Bundesrepublik Deutschland nur unzureichend nach innen dargestellt und wacherhalten sowie nach außen beharrlich – und bei jeder politischen Handlung und bei allen politischen Gesprächen – vertreten; dagegen wird, sehr oft bewußt verschleiern, der Art. I des Warschauer Vertrages, teilweise noch in falscher Auslegung, herausgekehrt und die Hoffnungslosigkeit deutscher Präsenz in den Gebieten östlich von Oder und Neiße im politischen Sinn behauptet. Das letztere ist als eine völlig unbegründete Geschichtsprophetie zurückzuweisen.

2. Zur Verteidigung der Rechtslage von Deutschland als Ganzem, einschließlich der Rechtslage Ostdeutschlands, verpflichtet uns aber auch das Verfassungsrecht und seine verbindliche Auslegung.

Die Präambel des Grundgesetzes, die rechtliche Wirkung besitzt, verpflichtet das deutsche Volk, seine nationale und staatliche Einheit zu wahren und in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden. Nach dem Grundgesetz und nach dem Bundesverfassungsgerichtsgesetz ist das Bundesverfassungsgericht für alle Staats- und Verfassungsorgane zur verbindlichen Auslegung des Grundgesetzes berechtigt und verpflichtet. Es hat in seiner ständigen Rechtsprechung an diesem Währungsgebot des Grundgesetzes festgehalten und die Aufforderung zur Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands in freier Selbstbestimmung als Wiedervereinigungsgebot bezeichnet.

Art. 23 des Grundgesetzes verpflichtet jene Teile von Deutschland, die sich in der Bundesrepublik Deutschland reorganisiert haben, sich für die „anderen Teile Deutschlands“ offenzuhalten, so daß nach deren Beitritt auch dort das Grundgesetz inkraft gesetzt werden kann. Es ist ausdrücklich von den anderen Teilen Deutschlands und nicht einem anderen Teil Deutschlands die Rede, was das Bundesverfassungsgericht in der Entscheidung vom 31. 7. 1973 noch besonders unterstrichen hat. Außerdem hat das Bundesverfassungsgericht in diesem Urteil verbindlich festgestellt, daß keine Rechtsposition des fortbestehenden Deutschland seitens der Bundesrepublik Deutschland gemindert oder vor frei vereinbarten friedensvertraglichen Regelungen preisgegeben werden kann. Art. 146 GG bestimmt, daß das Grundgesetz seine Gültigkeit dann verliert, wenn eine Verfassung inkraft tritt, die vom deutschen Volke in freier Entscheidung beschlossen worden ist. Dabei stehen die unwandelbaren Teile des Grundgesetzes nicht zur Disposition.

Nach dem geltenden Verfassungsrecht darf das Grundgesetz in der Regel nicht durch stillschweigenden Verfassungswandel, sondern nur durch eine entsprechend qualifizierte Mehrheit – mit Ausnahme der unwandelbaren Teile des Grundgesetzes

geändert werden. Im Urteilstenor der Entscheidung vom 31. 7. 1973 zum Grundlagenvertrag hat das Bundesverfassungsgericht festgehalten, daß der Grundlagenvertrag nur bei seiner Auslegung nach dem Wortlaut und Sinn aller Teile der Begründung verfassungskonform ist. Es hat bereits in den Leitsätzen die im Sinne einer streitbaren Demokratie selbstverständlichen Verpflichtungen festgehalten, den Wiedervereinigungsanspruch im Innern wachzuhalten und nach außen beharrlich zu vertreten und auf keinen Rechtstitel zu verzichten, mittels dessen die Bundesrepublik Deutschland in Richtung auf Verwirklichung der Wiedervereinigung und der Selbstbestimmung wirken kann. Dies gilt bis zu einem frei vereinbarten Friedensvertrag für die anderen Teile Deutschlands.

Es hat im Einklang mit dem Völkerrecht und der Staatenpraxis festgestellt, daß das Deutsche Reich den Zusammenbruch 1945 überdauert hat und weder durch die militärische Kapitulation noch durch die Ausübung fremder Besatzungsgewalt in Deutschland untergegangen ist. Das ist nicht nur eine These, sondern verbindliche Feststellung des Grundgesetzes.

Das Deutsche Reich existiert fort, besitzt nach wie vor Rechtsfähigkeit, ist allerdings als Gesamtstaat mangels Organisation, insbesondere mangels institutionalisierter Organe, selbst noch nicht handlungsfähig. Es ist im Grundgesetz das gesamtdeutsche Staatsvolk, die gesamtdeutsche Staatsgewalt verankert, die Bundesrepublik Deutschland ist nicht neuer westdeutscher Staat, sondern ein frei reorganisierter Teil Deutschlands. Auch dabei beruft sich das Bundesverfassungsgericht ausdrücklich auf die Feststellungen des Parlamentarischen Rates und dabei insbesondere des SPD-Abgeordneten Carlo Schmid. Die Bundesrepublik Deutschland ist also als Staat identisch mit dem Staat Deutsches Reich, in bezug auf seine räumliche Ausdehnung allerdings teildentisch. Das Staatsvolk und das Staatsgebiet der Bundesrepublik gehören zu Deutschland. Wenn auch ihre Hoheitsgewalt auf den Geltungsbereich des Grundgesetzes beschränkt ist, so fühlt sich doch auch die Bundesrepublik verantwortlich für das ganze Deutschland. Die Wiedervereinigung ist für die Bundesrepublik Deutschland verfassungsrechtliches Gebot.

Die „Deutsche Demokratische Republik“ gehört zu Deutschland und kann im Verhältnis zur Bundesrepublik Deutschland nicht Ausland sein. Auch auf Rechtstitel aus dem GG, von denen man vorerst keinen politischen Gebrauch machen kann, darf man nicht verzichten.

Die innerdeutschen Grenzen sind staatsrechtliche Grenzen, bei deren Qualifizierung auf das Fundament des noch existierenden Staates „Deutschland als Ganzes“ Rücksicht zu nehmen ist; die Demarkationslinie zwischen der „DDR“ und der Bundesrepublik Deutschland ist eine „staatsrechtliche Grenze ähnlich denen, die zwischen den Ländern der Bundesrepublik Deutschland verlaufen“. Solange Deutschland nicht frei reorganisiert ist, sind unter Wahrung dieser Besonderheit völkerrechtsähnliche Beziehungen zwischen den Gliedern Deutschlands, die noch nicht zusammengefunden haben, möglich.

Zu der Tragweite der Ostverträge nimmt der erste Senat des Bundesverfassungsgerichts in seiner Entscheidung vom 7. 7. 1975 (BVerfGE 40/141 ff) verpflichtend Stellung. Einige Verfassungsbeschwerden, die der Bund der Vertriebenen unterstützt hat und die zu diesem Beschluß führten, wurden argumentativ vom BdV untermauert. Die tragenden Gründe dieses Beschlusses sind verbindlich für alle Staats- und Verfassungsorgane. Danach sind die Gebiete östlich von Oder und Neiße ebenso wie das übrige Reichsgebiet in den Grenzen vom 31. 12. 1937 von den Siegermächten bei Kriegsende nicht annektiert worden. Das Potsdamer Protokoll macht den Vorbehalt der endgültigen Bestimmung über die territorialen Fragen durch eine Friedensregelung, ebenso der sowjetisch-polnische Vertrag vom 16. 8. 1945. Einseitige Maßnahmen der Sowjetunion und Polens wurden von der Bundesrepublik Deutschland hingenommen, aber nicht anerkannt. In Verträgen von „hoch-

politischer Natur" darf ein übereinstimmender Wille und eine übereinstimmende Verpflichtung der Vertragspartner bei den Ostverträgen nur insoweit angenommen werden, als konkrete rechtliche Handlungs- und Verhaltenspflichten ausdrücklich im Vertragstext begründet werden.

Das Bundesverfassungsgericht stellt ausdrücklich fest, den Verträgen könne nicht die Wirkung beigemessen werden, daß die Gebiete östlich von Oder und Neiße aus der rechtlichen Zugehörigkeit zu Deutschland entlassen und fremder Souveränität endgültig unterstellt worden sind.

Bei der Grenzregelung handelt es sich um eine Konkretisierung des Gewaltverzichtes gegenüber gegenwärtigen Grenzlinien und es erfolgte keine Anerkennung einer Grenze, auch nicht in Art. I des Warschauer Vertrags. Die Bundesrepublik Deutschland ist nur zum Unterlassen von Maßnahmen verpflichtet, die auf eine gewaltsame Veränderung dieser Grenzlinien gerichtet sein können. Die Grenzregelung oder eine Anerkennung der territorialen Souveränität könnte nicht nur wegen des Grundgesetzes und des Ausstehens einer friedensvertraglichen Regelung nicht durchgeführt werden, sondern auch deshalb, weil mit Kenntnis und Zustimmung z. B. der Volksrepublik Polen Rechte und Verantwortlichkeiten den Siegermächten in wirksamer Form vorbehalten wurden und das Londoner Übereinkommen von 1944, die Berliner Erklärung vom 5. Juli 1945 und der Deutschlandvertrag unberührt durch die Ostverträge geblieben sind.

Die Bundesregierung hat auch während der Verhandlungen, wie sie in der Denkschrift zum Vertragsgesetz darlegte, immer wieder bekräftigt, daß sie nur im Namen der Bundesrepublik Deutschland handelt und Friedensregelungen für Deutschland als Ganzes nicht präjudizieren kann, will und darf. Der Notenwechsel bezüglich des Vorbehalts des Westens für die Rechte von Deutschland als ganzem ist in das Verfahren bei Abschluß des Moskauer und Warschauer Vertrages einbezogen worden.

Auch in der Folge hat die Bundesregierung sich immer wieder auf den Brief zur deutschen Einheit, in dem der Sowjetunion notifizierten Text berufen, wonach sie in Europa eine politische Lage anstrebt, in der das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung über sein Gebiet entscheidet.

Bezüglich des Sudetenlandes hat das Bundesverfassungsgericht in einer Entscheidung vom 25. 1. 1977 festgestellt, daß die Bundesrepublik Deutschland gegenüber der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik weiterhin berechtigt ist, für die Belange der Sudetendeutschen einzutreten. Diese sind deutsche Staatsangehörige, daran hat auch der deutsch-tschechoslowakische Vertrag nichts geändert.

Die Deutschland als Ganzes betreffenden Verfassungspflichten und die Kenntnis von der verbindlichen Auslegung der Ostverträge, wie sie mit dem Grundgesetz noch zu vereinbaren ist, werden durch mehrere Staats- und Verfassungsorgane sowie durch zahlreiche ihrer Vertreter unzureichend nach innen wacherhalten und nach außen beharrlich vertreten. Hierfür die Kenntnisse bei der Bevölkerung und den politischen Willen der Parteien zu wecken, ist Aufgabe aller im Bund der Vertriebenen organisierten Mitglieder.

V.

Die vom Bund der Vertriebenen unterstützten Verfassungsbeschwerden gründeten insbesondere auf der Verteidigung der personalen Rechte der Deutschen. In der Rechtslehre war die im Grundgesetz verankerte Schutzpflicht für die Grund- und Menschenrechte Deutscher auch gegenüber fremder Willkür, also auch der diplomatisch-konsularische Schutz Deutscher gegenüber der Hoheitsgewalt anderer Staaten, umstritten. Die Argumente des Bundes der Vertriebenen haben konse-

quent sich auf das Fundament dieser von verfassungswegen bestehenden Schutzpflicht gestellt. Damit wurde vor dem Bundesverfassungsgericht ein durchschlagender Erfolg erzielt. Nach langem Zögern hat die Bundesregierung unter ständiger Berufung auf das im Völkerrecht berechnigte Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Mittel sich auf den Boden dieser Schutzpflicht im Grundsätzlichen – in einer Reihe von Fragestunden – drängen lassen.

Bereits die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 31. 7. 1973 hatte den Fortbestand der einen gemeinsamen deutschen Staatsangehörigkeit verbindlich festgestellt. Die eine gemeinsame deutsche Staatsangehörigkeit verliert danach ein Deutscher nicht dadurch, daß sie ein anderer Staat aberkennt. Der Status als Deutscher im Sinne des Grundgesetzes darf durch keine Maßnahme, die der Bundesrepublik Deutschland zuzurechnen ist, gemindert oder verkürzt werden.

Schon in dieser Entscheidung hat das Bundesverfassungsgericht im Sinne der Argumentation des Bundes der Vertriebenen festgestellt, daß mit dem Status der Staatsangehörigkeit die Schutzpflicht des Heimatstaates für die Grundrechte der Deutschen verbunden ist. Dieser Anspruch besteht nicht nur im Geltungsbereich des Grundgesetzes, sondern in allen internationalen Gremien und für jeden, der sich an eine Dienststelle der Bundesrepublik mit der Bitte um wirksame Unterstützung in der Verteidigung seiner Grundrechte wendet. Insofern gilt dies auch für den diplomatisch-konsularischen Schutz der Bundesrepublik Deutschland außerhalb des Geltungsbereichs des Grundgesetzes, wobei mit dem Grundlagenvertrag bis zu einer Reorganisation ganz Deutschlands auch die Folgen der Staatlichkeit der „DDR“ auf dem Territorium des fortbestehenden ganzen Deutschlands hingenommen wurden.

In der Entscheidung vom 7. 7. 1975 hat das Bundesverfassungsgericht festgestellt, daß die Bundesrepublik Deutschland nach deutschem Verfassungsrecht verpflichtet ist, die aus den Ostgebieten stammenden und dort lebenden deutschen Staatsangehörigen weiter als deutsche Staatsangehörige zu behandeln und ihnen vollen Schutz für ihre Grundrechte zu gewährleisten. Sie hat auch die Pflicht, auf die Zusammenführung getrennter Familien hinzuwirken.

Das Bundesverfassungsgericht berief sich dabei auf eine Erklärung des Bundesministers des Auswärtigen während der Warschauer Verhandlungen vom 13./14. 11. 1970, wonach durch den Abschluß des Warschauer Vertrages keiner Person Rechte verlorengelassen, die ihr nach dem in der Bundesrepublik Deutschland geltenden Gesetzen zustehen. Auf Rückfragen der polnischen Seite wurden ihre Erläuterungen dazu gegeben, die widerspruchlos hingenommen wurden.

Das Bundesverfassungsgericht stellt fest, daß den Organen der Bundesrepublik Deutschland von verfassungswegen die Pflicht zum Schutz deutscher Staatsangehöriger und ihrer Interessen gegenüber fremden Staaten obliegt. Wird diese Pflicht versäumt, kann dies objektiv eine Verfassungsverletzung darstellen.

Inwieweit diese Schutzpflicht im Einzelfall wirksame Schritte der Bundesrepublik Deutschland zur Beseitigung der Folgen der völkerrechtswidrigen Konfiskation privaten Vermögens Deutscher notwendig macht, ist derzeit Gegenstand eines Streitverfahrens.

Die VR Polen behandelt die Deutschen bis zu ihrer Ausreise aufgrund des Zwangsgesetzes von 1951 als ausschließlich polnische Staatsangehörige, da das polnische Staatsangehörigkeitsrecht eine Doppel-Staatlichkeit nicht kennt.

Großbritannien hat in einer Note zum „DDR“-Konsularvertrag der Bundesrepublik Deutschland ausdrücklich mitgeteilt, daß es die Schutzpflicht der Bundesrepublik Deutschland für alle Deutschen im Sinne des Artikels 116 GG auf dem Territorium Großbritanniens, wenn die Betroffenen diese Schutzpflicht in Anspruch nehmen, anerkennt und unterstützt. Frankreich hat einen Konsularvertrag mit der „DDR“ an der Staatsangehörigkeitsfrage scheitern lassen.

Die Bundesregierung beharrt vorerst auf der einen gemeinsamen deutschen Staatsangehörigkeit.

Die eine deutsche Staatsangehörigkeit ist das rechtliche Band des deutschen Staatsvolks. Für den Machtbereich der „DDR“ werden deren Staatsangehörigkeitsgesetze seitens der Bundesrepublik Deutschland respektiert, aber nicht anerkannt.

VI.

Das Grundgesetz verbietet nicht zeitgemäße Formen des freien Zusammenlebens der Deutschen in einer freiheitlichen europäischen Friedensordnung. Es verbietet nicht einen Ausgleich in umstrittenen Gebieten, z. B. in freiheitlichen, föderalen Strukturen aufgrund eines wirksamen und international geschützten Volksgruppenrechts mit voller Gleichberechtigung der Deutschen und ihrer in freier Selbstbestimmung vereinbarten Mitgestaltung der Regierungsformen.

Solche neuen Formen bedürfen nicht nur der überzeugenden Gestaltung und der sie schützenden und gewährleistenden Vereinbarungen, sondern auch entsprechender Rechtsentscheidungen der Deutschen. Das Grundgesetz ist nur – soweit es sich nicht um umwandelbare Teile handelt – mit Zweidrittelmehrheit abzuändern, über das freie Zusammenleben der Deutschen muß letztendlich Artikel 146 GG und auch den Selbstbestimmungsrechtsformen des Völkerrechts das ganze deutsche Volk in freier Entscheidung befinden.

Für die Deutschen, die nicht deutsche Staatsangehörige sind, kann die Bundesrepublik Deutschland von allen Vertragspartnern des politischen Menschenrechtspaktes der UN die Wahrung der Menschenrechte für deutsche Volkszugehörige nach dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Mittel mit allen im internationalen Verkehr zulässigen gewaltlosen Mitteln einfordern. Dazu gehört auch die Beseitigung jeder Diskriminierung wegen der nationalen Herkunft und nach den Artikeln 25 bis 27 die Gewährleistung der Pflege der kulturellen Eigenart des Einzelnen und des Einzelnen mit den Angehörigen seiner nationalen Gruppe. Dazu gehört auch das Recht auf die eigene Sprache und auf Mitbeteiligung bei den staatlichen Entscheidungen, auf die Nichtdiskriminierung im beruflichen Bereich, die Beteiligung an freien Wahlen usw. Ebenso gehört dazu das Recht der freien Ausreise (Art. 12, 2), beschränkt nur im Ausnahmefall durch international überprüfbare Gesetze zum Schutz des Gemeinwohles. Die deutschen Heimatvertriebenen geben die Hoffnung und den Anspruch nicht auf, an einer freiheitlichen und föderalen europäischen Ordnung der Staaten, Völker und Volksgruppen zum Wiederaufbau ihrer angestammten Heimat in zeitgemäßen Formen und bei schrittweiser Überwindung alter Gegensätze mitzuwirken.

WAR N U N G

**Schickt auf keinen Fall unsere
Heimatbriefe in die Sowjetzone, weil
die Landsleute, bei denen diese
Briefe gefunden werden, größten
Unannehmlichkeiten, ja, sogar
Bestrafungen ausgesetzt sind!**

Romowe, das Heiligtum der Prussen, lag höchstwahrscheinlich östlich von Wehlau

Bereits 1876 hat W. Friederici seine Feststellungen darüber veröffentlicht

Aus alten Heimatzeitschriften kann man oft überraschende Einblicke gewinnen, zu welchen Schlüssen namhafte Heimatforscher bereits vor 2 oder 3 Generationen bei wichtigen Problemen unserer Vorgeschichte gelangt sind. Das ist z. B. der Fall bei einem 1876 – also vor mehr als einem Jahrhundert – in der „Altpreußischen Monatschrift“ (Herausg. Rud. Reicke und Ernst Wichert) erschienenen Aufsatz von W. Friederici über die „Lage Romowe's, des Oberpriestersitzes im heidnischen Preußen“. Der Verfasser hat alle – auch von ihm als Hypothesen bezeichneten – Denkmöglichkeiten für den Standort eines Romowe untersucht und nochmals zusammengestellt. Bekanntlich sind aus allen Prussengauen heilige Stätten, Haine oder Anhöhen mit Kultstätten, bekannt, doch die Bezeichnung Romow oder Romowe wird auch bei dem maßgebenden Ordenschronisten von Dusburg nirgends verwendet. Er erwähnt nur (auf Lateinisch), daß jene Stätte möglicherweise im Gau Nadrauen gelegen habe und zugleich Sitz des Crive, vergleichbar mit dem Papst in Rom, gewesen sei. Sein Vergleich Rom – Romow dürfte natürlich abwegig sein.

Ohne auf die anderen Hypothesen, die sich zumeist aus irgendeinem speziellen Grunde als nicht stichhaltig erwiesen haben, infolge Raumbeschränkung einzugehen, soll hier nur Friederici's Beweisführung bezüglich Wehlau erörtert werden. Nach Dusburg sei Wehlau erbaut, um Nadrauen (das sich von hier pregelaufwärts bis etwa zum Wyster See erstreckte – d. Red.) gegen die Angriffe des Ordens zu schützen, doch scheint eine so allgemein gefaßte Angabe nicht überzeugend zu sein. Wenn sich fernwohnende Prussenstämme wie die Schalauer und Sudauer bei der Rückkehr von einem (normalen) Beutezuge gegen die (abtrünnigen) Samländer bereiftinden, ihren Rückmarsch zu unterbrechen und an der Erbauung einer neuen Burganlage (Wehlau), – einzig zur Sicherung des Nadrauer-Landes! –, teilzunehmen, dann scheint doch dabei noch ein höheres eigenes Interesse vorgelegen zu haben. Friederici vermutet, daß es sich dabei um eine größere Sicherung des nahe gelegenen „Nationalheiligtums“, ihrer „Heiligen Eiche“ und ihres Oberpriesters Crive, gehandelt haben muß.

Dafür spricht nach den weiteren Ausführungen Friederici's auch, daß kein Teil des ausgedehnten Gaus Nadrauen schon so von der Natur her gesichert war wie das obere Pregegebiet und das mit diesem zusammenhängende Auxinnetal. Darüber hinaus war diese Nebental (bei Norkitten) des Pregelgebiets und sein Zugang künstlich besonders gesichert: 10 bis 15 alte Heidenfesten allein im mittleren und unteren Auxinnegebiet, während Hennebergers „Landtafel“ für das restliche Nadrauen nur eine einzige Heidenburg bei Kattenau ausweist! Der Verfasser bringt dann Namensanklänge und den Wortsinn selbst zur Sprache, die seine Theorie stützen sollen. Er erklärt den Ortsnamen Romanuppen aus dem Litauischen mit: „Roma oder Roman am Flusse“, Auxinne mit: „die Goldene“ („auksas“ lit. = Gold) oder „Goldfluß“. Etwa 1 Meile östl. von Romanuppen liegt an der Dittowa, einem Nebenfluß der Auxinne, Kreywutschen. Dieser Name kann zwar durch „Krummort“ – kreiwas lit. = krumm – erklärt, jedoch auch durch „Kreywe-“ oder „Criwe-Ort“ übersetzt werden. Da weder die Ortschaft selbst eine gekrümmte Form hat noch der Fluß oder dessen Ufergelände eine auffallende Krümmung zeigen, so dürfte „Criwes-Ort“, wohl die richtige Übersetzung sein.

Ferner liegt ganz nahe bei Romanuppen das Dorf Abelischken. Auch dessen Name kann auf doppelte Weise übersetzt werden, nämlich durch: „zu Äpfeln gehörig“ – „abel“ lit. = Äpfel –, aber auch mit „dem Äpeles gehörig“. Nun berichtet Lucas David (bekannter Historiker), daß nach dem Tode des ersten Criwe bei der notwendigen Oberpriesterwahl einer der beiden Kandidaten Äpeles geheißen habe; dieser sei dann später in Litauen Criwe geworden. Bei Abelischken sei auch eine alte Brandstätte entdeckt worden. Aus allen angeführten Gründen hält Friederici die Wahrscheinlichkeit für gegeben, daß sich das alte Romowe in Romanuppen a. d. Auxinne befinden haben könnte. „Warum aber“, so stellt sich die weitere Frage, „hat der Ordenschronist von Dusburg überhaupt keine Angaben über die Lage des Heiligtums gemacht, die ihm zweifellos bekannt war?“ Er hätte sich andernfalls von einem neu bekehrten Prussen darüber unterrichten lassen können. Auch lagen ja über einhundert Jahre zwischen der Niederschrift und den Ereignissen damals, wie wir heute wissen.

Es liegt die Annahme nahe, meint Friederici, daß von Dusburg keine Bedenken gehabt hätte, nähere Angaben über das Heiligtum in seiner Chronik zu bringen, – wenn, ja wenn Romowe wirklich vom Orden aufgefunden und zerstört worden wäre. Aus Dusburgs Schweigen müsse man nur annehmen, daß beides nicht geschehen sei!

Dr. R. Pawel

Schliebensches Erbbegräbnis in der Wehlauer Kirche

Zum 500jährigen Jubiläum der Wehlauer Kirche hat Pfarrer Ziegler 1880 eine „Denkschrift“ herausgegeben, in der er u. a. die Innenausstattung der Kirche beschreibt. Dort findet sich folgender Text:

Als andere Zierden der Kirche wären dann noch verschiedene Grabdenkmäler und Fahnen zu erwähnen, die aber der Familie von Schlieben auf Schloß Sanditten eigentümlich gehören. Diese gräfliche Familie hatte, obgleich sie in das Kirchspiel Petersdorf eingepfarrt ist, dennoch ihr Erbbegräbnis in Wehlau.

Das Haus von Schlieben auf Sanditten wurde von Christoph von Schlieben aus dem Hause Gerdauen begründet, welcher Sanditten kaufte und bereits 1576 im Besitze dieses Gutes war. Er hinterließ dasselbe seinem Erbnehmer Dietrich von Schlieben (geb. 1569, gest. 1608), welcher mit einer Tochter des Freiherrn Albert von Kittlitz vermählt war, deren Wappen darum auch die Orgel ziert. Danach kamen die Güter auf Georg Adam von Schlieben, (geb. 1603) der „in 21 Geschwistern gezeugt“ angeordnet hatte, daß bei seiner Beerdigung, die am 6ten Mai 1649 erfolgte, die nachstehende Arie gesungen werden sollte:

„*Tod!*“

Noch hast du derer noch nicht wenig aufgerieben,
Und zwar in kurzer Zeit; greifst auch noch an des Schlieben
Hochadliges Geschlecht, da eins und zwei Mal zehn
Geschwister eine Brust gesäuet. Hier kann sehn
Ein jeder deine Rach'! in einem halben Jahre
Giebst du bald zwei zugleich der schwarzen Todtenbahre,
Die andern raffst du weg und läßt nur zwei Mal vier
Von zwei Mal zehn und eins zusammen leben hier.“

Wasserschäden durch Überschwemmung der Fluten bei dem Eisgange

Im Frühjahr 1829 wurden die am Pregel gelegenen Orte von einem ungewöhnlich starken Hochwasser heimgesucht. Darüber fanden wir in „Preußische Provinzial-Blätter“, zweiter Band, 1829 einige Notizen, die wir nachfolgend in Auszügen wiedergeben.

April 1829. Bei dem ohne Unterbrechung angehaltenen Winter und der ganz ungewöhnlich großen Schneemenge war eine hohe Frühlingsflut zu befürchten. Die wirklich eingetretene überstieg aber jede Erwartung und Erinnerung an frühere Zeit.

Nachdem in einigen der ersten Tage dieses Monats warme Witterung eintrat, ergoß sich das Schneewasser in die Flußbette und Täler oberhalb des Pregelstromes in solcher Menge und so schnell, daß die 1½ bis 2 Fuß starken Eisdecken gehoben, in großen Schollen zerbrochen und durch das schon angewachsene hohe Flutwasser zerstörend gegen die Wasserbauwerke und Brücken geführt wurden. So stieg das Flutwasser bei Taplacken schon den 6. zwölf Fuß hoch über den niedrigen Wasserstand im Pregelstrom, und der dortige Fahrdamm durch das Tal des Nehneflusses, so wie der Damm durch das Pregeltal daselbst wurden 1 bis 2 Fuß hoch überflutet, die Krone des Dammes sehr abgespült, die große Brücke über den Pregelstrom zerstört und die Passage gehemmt.

Bei Wehlau türmten sich hohe Eisberge gegen die große 800 Fuß lange Pregelbrücke auf und machten diese fast ganz unbrauchbar.

Das Flutwasser im Allefluß stieg auch zu solcher Höhe, wie es seit Menschenedenken nicht geschehen ist; doch verursachte es keine bedeutenden Beschädigungen. Nur durch den Durchbruch einiger Stellen des Dammes bei den Mühlenwerken zu Pinnau ward der größte Teil der Stadt Wehlau überschwemmt, mehrere Gebäude sehr stark beschädigt und die beiden Brücken der Stadt wurden fortgerissen.

Am 6. strömte auch das Flutwasser 1 bis 2 Fuß hoch über den im Deimetal gelegenen Fahrdamm bei Kleinschleuse neben Tapiau, wodurch auch die Passage auf der großen Land- und Poststraße nach Litauen gehemmt wurde.

Von Tapiau ergoß sich das Flutwasser nach Königsberg und führte die großen Eisschollen mit, welche sich oberhalb des Litauischen Baumes zuerst stopften und am 9. und 10. zerstörend gegen die Brücken warfen, so wie auch vom Strome losgerissene Wittinnen (große Stromfahrzeuge) und viele Bau- und Brennholzer sich vor den Brücken festsetzten, so daß das Wasser beim Litauischen Baume vier Fuß höher stand, als unterhalb der Stadt am Holländischen Baume, wo die Eisdecke noch 1½ bis 2 Fuß bis zur Ausmündung des Pregels dick war, und auf dem Haffe noch festlag, daß darüber von Pillau noch Schlitten mit schweren Lasten in Königsberg ankamen, wodurch denn der Abfluß des Landwassers sehr behindert wurde.

Mai 1829. Die Wege und Brücken, die durch den Eisgang und die damit verbundene große Flut mitunter sehr beschädigt und unbrauchbar geworden waren, wurden, so viel als möglich, wieder hergestellt. Namentlich ward die Passage auf der großen Land- und Poststraße nach Litauen, bei Kleinschleuse unweit Tapiau und bei Taplacken, dadurch wieder eröffnet, daß über den Pregel bei diesen Orten vorläufig eine Überfahre beschafft und bei Wehlau eine Schiffsbrücke geschlagen, so wie auch die Brücke über den Allefluß in fahrbaren Stand gesetzt wurde. Welchen Einfluß dieses Naturereignis auf die Schiffsfahrtswege und auf die öffentlichen Wasserbauwerke geäußert, konnte zwar des noch immer hohen Wasserstandes wegen

noch nicht genau ermittelt werden, indessen wurden die nötigen Maßregeln getroffen, um etwa vorkommende Verflachungen der Fahrbahnen gleich vertiefen zu können.

Schließlich noch folgende Notiz:

Ein Bauernwirt aus Bürgersdorf, Wehlauschen Kreises, wurde, indem er aus Wehlau nach Hause fuhr, mit seinem zweispännigen Fuhrwerk von der überschwemmten Landstraße, dicht bei der Stadt, durch den starken Strom in die Alle gerissen. Die mit ihm auf dem Wagen befindlichen zwei Frauen und ein Knabe hatten ihre Rettung nur den beiden gewesenen Kürassieren Fischer und Maurich zu danken.

Wehlau in der „Franzosenzeit“

(Aus: Ambrassat, Bilder aus Wehlaus Vergangenheit. Erschienen 1898 im Verlag C. A. Scheffler, Wehlau).

Kurz vor dem Herbstmarkt des Jahres 1806 im Monat Oktober rückte die Wehlauer Garnison in den Krieg gegen Napoleon I., gelangte jedoch nur bis an die Weichsel. Am 6. Dezember desselben Jahres kam Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin, der unvergeßlichen Königin Luise, und Gefolge nach Wehlau und nahm seine Wohnung in dem am Ende der Klostersgasse stehenden Hause, das dem damaligen Stadtkämmerer Fichtner gehörte und heute als Kreishaus dient. Den folgenden Tag, es war ein Sonntag, rückten hier etwa 80 Mann von der Garde zu Fuß ein, während 40 Mann von der Gardeskavallerie in Bürgersdorf geblieben waren. Nur vier Tage hielt sich die königliche Familie in Wehlau auf, um dann unter Bedeckung der berittenen Garde den Weg nach Königsberg zu nehmen.

In den letzten Monaten des Jahres 1806 wurde hier ein Kriegsmagazin für die preußischen und russischen Truppen errichtet. Den ganzen Winter hindurch wurden der russischen Armee teils zu Schlitten, teils zu Wagen, später aber bei offenem Wasser auf Kähnen viele Lebensmittel zugeführt. Die Stadt Wehlau hatte dazu auch Hand- und Spanndienste zu leisten. Auf dem Watlauer Felde wurden 10 Backöfen für die Feldbäckerei erbaut; später fielen Magazin und Feldbäckerei in die Hände der Franzosen.

Am 7. und 8. Februar 1807 war die Schlacht bei Pr. Eylau. Zum ersten Mal erblickte hier Napoleon ein Schlachtfeld, winterlich öde und kalt und mit traurig Sterbenden bedeckt, das er nicht sein nennen konnte. Die Schlacht blieb unentschieden, und infolgedessen zogen sich die Franzosen bis hinter die Passarge zurück. Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander schlossen sich noch fester aneinander. Zu Bartenstein wurde ein neuer Bund, die sogenannte vierte Koalition, zwischen den beiden Herrschern geschlossen. Der russische Kaiser begab sich darauf heimwärts. Am Trinitatisonntage 1807 kam er auf seiner Reise nach Rußland auch nach Wehlau. Er stieg in dem vorerwähnten Fichtnerschen Hause ab und fuhr nach einem kurzen Aufenthalt weiter nach Tilsit.

Nach der Schlacht bei Friedland an der Alle am 14. Juni, in der Napoleon einen entscheidenden Sieg über die verbündeten Preußen und Russen davontrug, nahm das fliehende russische Heer unter dem Obergeneral Bennigsen seinen Weg über Wehlau. Schon am 15. Juni war er hier, von französischen Jägern verfolgt. Die Russen steckten die Allebrücke an und setzten einige Kähne auf der Alle und mehrere Häuser auf der Pinnau und der Freiheit in Brand, den folgenden Tag verließen sie Wehlau. Als sie die lange Brücke überschritten, wurde auch diese angezündet. Noch an dem-

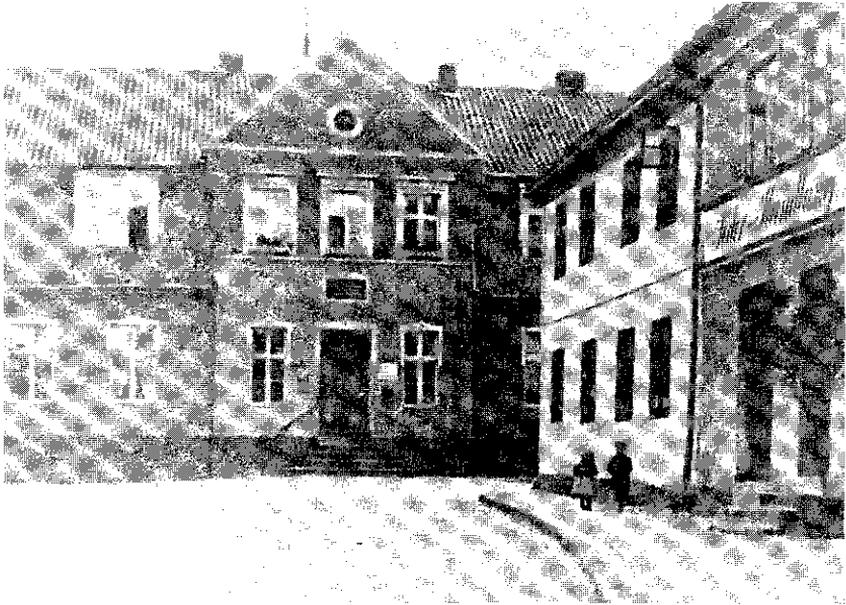


König Friedrich Wilhelm III. von Preußen

selben Tage zeigten sich schon die Franzosen in unserer Stadt. Die Jäger durchschwammen die Alle, halfen die Brücken reparieren und bald zogen größere Truppenmassen in Wehlau ein. Ein anderer Teil der französischen Armee hatte sich bei

Sanditten eine Schiffsbrücke hergestellt und dort den Pregel überschritten. Auch Napoleon hatte diese Brücke passiert. Der Magistrat kam ihm hier entgegen; als Dolmetscher diente der Konrektor der Bürgerschule, Herr Worm, welcher gut französisch sprach; während der Primus der Schule, von Witke, in der Stadt zwischen den höheren Befehlshabern und den Vertretern der Bürgerschaft den Dolmetscher machte. Es war um 1 Uhr nachmittags, als Napoleon in Wehlau einzog; sein Absteigequartier war bei dem Kaufmann Hufnagel in dem Eckhause der Kirchenstraße, das jetzt dem Kaufmann Herrn Kriszat gehört; er übernachtete hier selbst und brach erst den folgenden Tag, den 17. Juni, vormittags 11 Uhr auf, überschritt die schnell reparierte lange Brücke, um die fliehenden Russen auf dem Weg nach Tilsit zu verfolgen. Während der Nacht, welche er in Wehlau zubrachte, stand seine Garde auf dem Kirchhofe, welcher sich um die Kirche herumzog; in der benachbarten Schule waren einige Ordonnanzoffiziere untergebracht; bei dem Rektor Reinhard lag ein junger Prinz, von Salm Kirberg, in Quartier. Wehlau wurde zwei Tage der Plünderung übergeben. Lebensmittel, Geld, Wertsachen, Haus- und Küchengeräte, Wäsche, Kleider, Getreide, Mehl, die besten Wagen und Pferde wurden genommen und manche Einwohner auch mißhandelt. Die Kaufleute verloren ihre sämtlichen Vorräte, die Speicher wurden erbrochen; das Vieh aus den Ställen wurde zusammengetrieben und von den Franzosen geschlachtet. Die Einwohner Wehlaus standen arm da. Die Chronik vermerkt: „Das Elend spottet jeder Beschreibung.“ Als der Hauptteil des französischen Heeres die Stadt verlassen hatte, blieb noch ein Bataillon hier in Garnison zurück, dazu kam nach etlichen Tagen ein Regiment Sachsen als „französische Hilfsvölker“ dazu; auch diese mußten von den Wehlauern unterhalten werden; nur Brot und Fleisch lieferte die französische Armeeverwaltung. Die Einquartierungen waren überaus lästig; in jedem Hause lagen 20 bis 30 Mann, selbst arme Leute hatten 3 bis 5 Mann im Quartier. Ein Glück war es, daß die Sachsen nach 8 Tagen abmarschieren mußten.

Nach dem Friedensschluß zu Tilsit am 9. Juli kam das erste Corps der französischen Armee, das Bernadottesche, wie es genannt wurde, wieder nach Wehlau und schlug sein Bivak in der Nähe der Scheunen auf; die Zelte zogen sich bis nach Bürgersdorf hin; natürlich wurde das ganze Feld mit der Sommerbestellung verwüstet. In der Stadt logierten die Stabsoffiziere. Der Anführer des Corps, General Victor, hatte sein Quartier in Ripkeim, dorthin mußten ihm die Wehlauer Tischgeschirr, Küchen- und Stubengeräte liefern. Prinz Murat, Napoleons Schwager, wohnte in dem Hause des Stadtkämmerers Fichtner, in welchem wie schon berichtet einst Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander ihren Aufenthalt genommen hatten. In dem Schulgebäude und zwar beim Rektor und Kantor hielten sich der Kriegszahmeister und ein Arzt auf. Zwei Geldwagen unter scharfer Bewachung standen vor der Thür. Der Zahlmeister zahlte in der Rektorwohnung drei Schubladen voll Dukaten und drei kleine Fässer Thalerstücke an die Offiziere als monatliche Speisegelder aus. Er rettete dem Rektor den Gartenzaun, daß er nicht abgebrochen, wehrte auch ab, daß die Schule nicht zum Lazaret gemacht wurde; letzteres wurde in dem Sanditter Schlosse eingerichtet. Auch die beiden Geistlichen wurden geplündert. Das Kirchensilber war vergraben; nur einen Abendmahlskelch haben die Franzosen geraubt. Der Gottesdienst fiel einige Male aus; sogar der Sommermarkt hat 1807 nicht stattgefunden. Als das Bernadotte'sche Corps abmarschiert war, kam auch das Davoust'sche von Tilsit auf dem Rückmarsch nach Wehlau und blieb einige Tage hier selbst. Diese nahmen natürlich den Bewohnern das Letzte; auch die Jäger des Nachtrabes verlegten sich aufs Plündern. Am 26. Juli rückten bereits preußische Truppen in Wehlau ein; auch 2 Schwadron Dragoner der alten Wehlauer Garnison kamen zurück, nur mit Seitengewehr und Pistolen, ohne Karabiner oder Flinten, an Zahl sehr verringert. Die Dörfer um Wehlau hatten ebenfalls unter den starken Einquartierungen zu leiden; sie mußten den auf dem Marsche



Das alte Landratsamt in der Klosterstraße. Hier wohnten vom 6. bis 10. Dezember 1806 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Königin Luise auf der Flucht vor den Truppen Napoleons.

nach ihren Garnisonen begriffenen preußischen Truppenteilen eine Raststätte bieten; das ging so das ganze Jahr 1807 hindurch bis spät in das folgende Jahr hinein; Die schon vorhandene Teuerung wurde dadurch noch vergrößert. Die Preise für die Lebensmittel waren bis ins Ungeheuerliche gestiegen. $\frac{1}{2}$ kg. Rindfleisch kostete 1,50 bis 1,80 Mk. $\frac{1}{2}$ kg. Kaffee bezahlte man auf 3 Mark und $\frac{1}{2}$ kg. Butter mit 2 Mark und darüber. Zwar wurde im Herbst des Jahres 1807 ein Magazin für Korn und Mehl hier selbst angelegt, doch erhielten die Bürger hieraus nichts; Die Vorräte waren allein für das Militär bestimmt. Da fast die ganze Provinz Ostpreußen durch den Krieg ausgesogen und verarmt war, so wurde Getreide und Fleisch von Händlern aus russisch Polen geholt und hier für teures Geld verkauft. Was der Feind nicht genommen, sollte auf andere Weise umkommen. Eine epidemische Krankheit, die unter dem Vieh ausbrach, raffte beinahe das letzte Stück dahin; eine schreckliche Raupenplage vernichtete das Gemüse und Obst in den Gärten; Mäuse und Ratten richteten in den Wohnungen großen Schaden an; die übriggebliebenen Pferde bekamen die Räude. Unter der Bevölkerung wüteten ansteckende Krankheiten. Im Kriegsjahr 1807 starben in der hiesigen Kirchengemeinde 500 Menschen an der Ruhr und an Typhus. Die Chronik vermeldet: „Es war eine halbe Pest.“ –

Der Friedensschluß zu Tilsit zeigte, wie tief der Krieg unser liebes Vaterland heruntergebracht hatte. Kein Friedensfest wurde gefeiert; zur Freude konnte sich das geängstigte Volk nicht aufschwingen. Nun galt es zunächst, die Kriegskosten aufzubringen. Noch im Jahre 1807 hatte Wehlau der Stadt Königsberg ein „erzwungenes Anlehen“ von 4000 Thlr. zu machen. Auch traten die Kaufleute, Mälzenbräuer, Fleischer und Bäcker für die französischen Requisitionen mit Forderungen an die Stadt. Diese Forderungen beliefen sich auf 10000 (?) Thlr. Natürlich konnte die städtische Verwaltung dieselbe nicht berücksichtigen.

Die eigentliche Kriegssteuer, die Wehlau zu erschwingen hatte, betrug 8000 Thlr. Dieselbe sollte in zwei Teilzahlungen abgetragen werden. Eine Hälfte wurde bereits im Frühjahr 1808 bezahlt, die andere durfte später entrichtet werden und zwar in Raten. Die erste Rate wurde im Herbst fällig und betrug den dritten Teil der noch zu zahlenden ganzen Summe. Die Abzahlung war dadurch erschwert, daß man den Wert des Geldes herabgesetzt hatte. Dazu herrschte noch immer die Teuerung. Getreide war wenig gewachsen, da die Felder nur teilweise bestellt worden waren, außerdem war die Witterung dem Wachstum nicht günstig gewesen; Handel und Gewerbe lagen vollständig darnieder. Die Franzosen begnügten sich nicht allein mit der Kriegssteuer, sondern verlangten noch Verpflegungskosten für ihre in den Festungen Stettin, Küstrin und Glogau liegenden Truppen. Mancher Bürger, der fast sein Alles hingegeben hatte, wurde obendrein noch gepfändet. Da das arme Wehlau eine Garnison nicht ertragen konnte, wurde das hiesige Militär nach Grüneberg in Schlesien verlegt. Wann Wehlau mit der ganzen Kriegssteuer fertig geworden, läßt sich aus der Chronik nicht ermitteln.

Das für Napoleon so verhängnisvolle Jahr 1812 sollte der guten Stadt Wehlau neue Bedrängnisse auferlegen; Für den Kriegszug nach Rußland mußte Preußen den Franzosen ein Hilfskorps von über 20000 Mann stellen. Schon im Frühjahr des angedeuteten Jahres fing man hier an sich für den Kriegszug zu rüsten. Wehlau erhielt öfters Einquartierungen von Truppenteilen die aus den verschiedensten Provinzen stammten und jetzt nach der russischen Grenze rücken mußten.

Die Lasten, welche den Einwohnern der Stadt durch die Einquartierungen und Verpflegungen der durchmarschierenden Truppen auferlegt wurden, waren fast unerträglich. Die französische Heeresverwaltung zahlte für die Verpflegung ihrer Truppen kein baares Geld, sondern Gutscheine, die aber erst später als nach Jahresfrist eingelöst wurden. Am 1. Juni 1812 zeigten sich hier schon französische Soldaten. Napoleon langte in Wehlau am 17. Juni in früher Morgenstunde an und nahm in demselben Hause, in dem er vor 5 Jahren gewohnt hatte, Quartier. Um die Mittagszeit brach er auf, nachdem er vorher eine Bootfahrt auf der Alle und dem Pregel und einen Ritt durch die Stadt zu Inspektionszwecken unternommen hatte. Eine französische Garnison blieb in Wehlau zurück, welche die Bürger zu unterhalten hatte. Die Lebensmittel stiegen jetzt wieder sehr im Preise und erreichten dieselbe Höhe wie 1807.

Gegen Ende des Jahres 1812, um die Weihnachtszeit, kamen die Franzosen, von Hunger und Kälte furchtbar mitgenommen, aus Rußland zurück. Mehrere Offiziere berührten auf ihrem Rückzuge auch Wehlau. Die meisten waren krank und hatten angefrorene Füße. Sie ließen sich auf Schlitten weiterfahren und bezahlten das Fuhrwerk, wie die Chronik meldet, mit französischem Gelde, das sie aus ihrer eigenen Kriegskasse geraubt hatten.

Schließlich kam ein französisches Garde-Kavallerie-Regiment nach Wehlau; Dasselbe befand sich in einigermaßen gutem Zustande und blieb hier einige Tage stehen. Die Franzosen wollten sich gegen die sie verfolgenden Russen in der Nähe von Wehlau zur Wehr setzen. Es sah darum in der Stadt sehr kriegerisch aus. Kanonen standen auf dem Markt geladen und nach den Straßen gerichtet. Dieses trug

sich gerade zur Weihnachtszeit zu, und die Wehlauer hatten darum böse Feiertage. Zur Schlacht kam es jedoch nicht, weil die Franzosen schleunigst weiter zogen.

Am 27. Dezember, dem Sonntage nach Weihnachten, morgens 9 Uhr, eben als die Kirche angehen sollte, kamen etwa 50 Mann Kosaken nach Wehlau. Der Magistrat ging ihnen entgegen, führte sie auf den Markt und ließ sie dort bewirten. Eine große Angst bemächtigte sich der Gemüter, denn die Russen waren ja Feinde, die Angst war aber diesmal unnütz gewesen. Die Russen hielten sich nur bis zum Abend in Wehlau auf, sie hatten die bestimmte Weisung sich gegen die Preußen friedlich zu verhalten. Der Gottesdienst war jedoch an diesem Sonntag ausgefallen. Die Truppenmärsche hörten in den folgenden Tagen noch nicht auf; die Wehlauer mußten Vorspannpferde liefern und hatten darunter sehr zu leiden.

Der 3. Januar des Jahres 1813 brachte das russische Korps des Grafen v. Witgenstein nach Wehlau. Die Russen feierten hier ihr Weihnachtsfest, veranstalteten zweimal Ballfestlichkeiten und zogen weiter. Ihnen folgten unsere Preußen aus Kurland, die sich nun mit den Russen zur Verfolgung der Franzosen vereinigten. In der Stadt wurde aus hiesigen Bürgern eine Nationalgarde gebildet; jeder schmückte sich mit der Kokarde. Aus den jungen Mannschaften Wehlaus und der Umgegend wurde eine Landwehr, die mit Lanzen und Flinten bewaffnet war, errichtet und den ganzen Monat Mai hindurch einexerziert. Nachdem sie in der Kirche bei ihrer Lanze den Eid der Treue geschworen hatten, zogen sie der preußischen Armee ins Feld nach.

So hat Wehlau an der Erhebung des preußischen Volkes im „Völkerfrühling“ 1813 rühmlichen Anteil genommen. Als daher am 15. April 1814 hier zuerst das Gerücht von der Einnahme der Stadt Paris auftauchte, wurde hier ein großes Freudenfest veranstaltet. Um 11 Uhr vormittags ging man zur Kirche. Hierselbst fand ein Gottesdienst mit Musik, Gesang und Dankgebet statt. Nachmittags wurden Böllerschüsse von den Schanzen abgegeben und der Abend bei festlichen Zusammenkünften verbracht. Bei dieser Gelegenheit erzählt die Chronik folgendes: „Dies mußten die französischen gefangenen Offiziere und Gemeinen aus der kapitulierten Festung Stettin, die hier mit halbem Sold bei den Bürgern einquartiert waren und vom Ende des Winters bis an den Sommer hier blieben, ehe sie nach Frankreich ausgewechselt wurden, mit Verdruß anhören.“

Über das eigentliche Friedensfest, das den Befreiungskriegen folgte, berichtet die Chronik Nachstehendes: „Anno 1816 den 12. Januar ward das preußische Krönungsfest zugleich mit dem Friedens-Dankfest nach dem französischen Kriege gefeiert. Vormittags war Gottesdienst und Dankpredigt nach ausgewähltem Text Psl. 147,5. Nach dem Gottesdienst hielt der Rektor kleine Reden, da inzwischen einige Schüler allerlei Verse auf der Schule vor dem eingeladenen Magistrat und den Stadtverordneten hielten. Der Magistrat gab darauf ein öffentliches Mittagsmahl der Geistlichkeit, den Schullehrern, Honoratioren der Stadt und Stadtverordneten auf einem Saal im Hause gerade über dem steinernen Thor. Es wurde beim Gesundheitstrinken aus einer kleinen Kanone, die dem Herrn von der Pinnau gehörte, geschossen. Die Hospitaliten und Armen bekamen einiges Geld, sich zu vergnügen. Der Nachmittag und Abend wurde in Fröhlichkeit von jedem auf eigene Kosten und auf beliebige Art zugebracht, und am Abend des folgenden Tages wurde die Stadt illuminiert, dabei sich die Häuser am Markt, das Rathaus, die Ehrenpforte an der engen Kirchengasse und dem Kirchenthor gut ausnahmen.“—

**Bei Wohnungswechsel vergessen Sie bitte nicht,
ihre Anschrift dem Wehlauer Heimatbrief mitzuteilen!**

Aus Tapiaus Vergangenheit

Unter dem Rektor Rudolph Dietrich wurden auf höhere Anordnung von 1850 ab Schulfeiern von Königs Geburtstag in Preußen eingeführt. Sie sollen in dem Sinne veranstaltet werden, daß zu Anfang ein Choral gesungen, darauf ein Gebet für das Wohl des Königs gehalten wird, den Abschluß mache eine geeignete Erzählung, welche Königs- und Vaterlandsliebe zu kräftigen ist.

1858 wurden zuerst körperliche Turn- und Freiübungen in den Schulen eingeführt.

1860 bekamen die Kinder an jedem Sonnabend ein Sittenheft mit für die Eltern, woraus diese Fleiß oder Unfleiß ihrer Kinder in der Woche ersehen konnten. Es möge anschließend an diese Schulnotizen noch folgendes erwähnt werden.

Rektor Dietrich starb 1857. Nachfolger war August Ludwig aus Kreuzburg. 1862 wird Kandidat Dabel aus Elditten Rektor, unter seiner Amtstätigkeit beantragen die Lehrer der Stadtschule, am Jahrmartstag den Kindern freizugeben. 1866 wird Rektor Besteck eingeführt, 1869 George Knorr, 1876 bis 1878 Kandidat Sensfuß, von da ab Rektor Hardt. Lehrer waren in dem Jahre: Konrektor Koch, Lehrer Böhm, Bogdan und Benkmann.

Durch das Revolutionsjahr 1848 war auch unsere Stadt betroffen. Die Kirchlichkeit hatte infolge Verhetzung stark nachgelassen. Das Konsistorium fordert in einem längeren Schreiben auf: „Die Geistlichen in Tapiau sollen bestrebt sein, sowohl um der weitverbreiteten Sonntagsentheiligung entgegenzuwirken, als auch um die Teilnahme an den Christlichen Werken der Bibelgesellschaft, sowie der Vereine für die äußere und innere Mission zu heben, einer größeren Zerrüttung der Gesellschaftlichen Verhältnisse vorzubeugen. Besonders trübe sind die Aussichten, welche die Zunahme eines verwaorlosten Proletariats, die Verwilderung der Jugend verbreitet. Die Zahl der Kommunikanten ist am beträchtlichsten gewesen in Plibischken und Grünhayn, wo sie etwa zwei Fünftel der Seelenzahl betrug. In Tapiau und Goldbach nur ein Fünftel erreichte“. Daraufhin lautet die Antwort von Superintendent Bobrick: „Auch der unterzeichnete Geistliche empfindet tief, daß weitverbreiteter Mangel an christlicher Einsicht und Gesinnung, Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen die Kirche, häufig verwaorloste Kinderzucht und die Hinneigung Vieler zur Genußsucht und grobem Materialismus deutlich am Tage liegen. Doch finden in Tapiau eigentümliche, dem Kirchenwesen ungünstige Verhältnisse statt, welche in vielen anderen kleinen Städten nicht vorhanden sind. Es mag hier nur die Nähe von Königsberg, welche sich vornehmlich im Jahre 1848 sehr nachtheilig erwies, der geringe Grundbesitz, der damit zusammenhängende häufige Wechsel des Grundeigentümers, die Überfüllung des Städtchens mit Handwerkern, von denen die Mehrsten hier zu wenig erwerben können, als daß sie lange hierbleiben sollten, die Lage des Ortes an einer Hauptschausee, erwähnt werden. In den letzten Jahren fanden hier öfter Wechsel der Besatzung und viele Truppeneinquartierungen statt. In den meisten Fällen geschahen das Aus- und das Einrücken von Truppenabteilungen am Sonntagvormittage. – Nachdem der politische Schwindelgeist, welcher im Jahr 1848 auch hier viele ergriffen hatte, allmählich gewichen ist, auch ein politischer Klub und die Bürgerwehr, welche vormals hier eingerichtet wurden, eingegangen sind, scheinen sich manche Bewohner Tapiaus, welche am kirchlichen Leben sich entfremdet hatten, demselben wieder zuzuwenden.“ –

Im Jahre 1852 wurde nach dem neuen Kirchengesetz auch hier der Gemeindekirchenrat neu gebildet. Neben den Geistlichen waren für Tapiau 7 Laienmitglieder vorgeschrieben.

Infolge Eröffnung der Bahnstrecke Königsberg – Berlin wurden die Lebensmittelpreise auf dem Markt teurer, weil Schweine, Geflügel, Butter und Eier von Leuten aus der Provinz Brandenburg aufgekauft wurden und auf Wagen bis Königsberg befördert, und dort nach Berlin verladen wurden.

Daneben wurden Klagen laut über Zunahme an Verbrechen, weil das Proletariat in der Stadt und auf dem Land eine Erhöhung ihres Monatsgehaltes wünschen.

Lichtere Bilder ziehen vor unserem Auge vorüber, wenn wir lesen, daß ein Mäßigkeitsverein von Bobrick gegründet worden ist, der viel Segen in einzelnen Familien stiftete. Seit 1853 werden Missionsfeste in unserem Kreis gefeiert und bilden Höhepunkte im Gemeindeleben. Passionsgottesdienste versammeln eine zahlreiche Gemeinde im Gotteshaus. Christliche Lehrlings- und Gesellenvereine, Vorläufer von Evangelischer Jünglingsvereinsarbeit, sammeln die Jugend von der Straße.

Daneben bleiben Schatten nicht aus. Uneheliche Geburten bis 10 Prozent aller Geborenen machen dem Geistlichen Sorgen. Wilde Ehen mehren sich. „Daher viel Grund vorhanden, mit dem zweischneidigen Schwert der Predigt von Buße und Vergebung der Sünden tiefer als sonst einzudringen.“

Die jährlichen Überschwemmungen sind überaus störend, so daß der Pfarrer die Landschulen oft nur mit dem Kahn besuchen kann.

Erinnerungen an Paterswalde

von Ernst Froese, ehemals in Paterswalde, Kr. Wehlau

Als am 30. 1. 1933 in Berlin die Machtübernahme der Nazis durch Hitler stattfand, war ich in Stenken, Kr. Labiau, Leiter der Ostpr. Heilstätte für Alkoholranke. Da ich durch die Zeitschrift des Jungdeutschen Ordens darüber im Bilde war, welche Praktiken von den Nazis angewendet wurden, stand ich diesem Ereignis von vornherein mit aller Skepsis gegenüber. Darum wunderte ich mich keineswegs daß sich sehr bald herausstellte, daß auch der Kirche gegenüber unlautere Methoden angewendet wurden. Mit Hilfe der sogenannten „Deutschen Christen“ wurde alsbald der Versuch unternommen, die Kirche nationalsozialistisch zu unterwandern, was auch dank der krummen Touren, die man bedenkenlos ging, binnen kürzester Frist gelang. Auf meinem Posten kam ich mir wie in tiefster Etappe vor, während sich der eigentliche Kampf in den Gemeinden abspielte. Darum faßte ich kurzerhand den Entschluß, mich um eine Pfarrstelle zu bemühen und mußte nun darauf gefaßt sein, daß das Königsberger Konsistorium, das total unter dem Einfluß der „Deutschen Christen“ (D.C.) stand, mir, der ich der Gegenbewegung der D.C., der „Bekennenden Kirche“ (B.K.) angehörte, jegliche Unterstützung versagen, d. h. die Einweisung in eine Pfarrstelle verweigern würde. Ich mußte entweder einen Kirchenpatron finden, der bereit war, mich gegen den Willen des Konsistoriums durchzupauken oder es mußte ein Gemeindekirchenrat gefunden werden, dem das Wahlrecht zustand und seinen Willen gegenüber dem D.C.-Konsistorium durchzusetzen versuchte.

Für diese zweite Möglichkeit bot sich die Kirchengemeinde Paterswalde, Kr. Wehlau, an, weil mir geraten worden war, mich an den Regierungs-Assessor Dr. Buchholtz vom Landratsamt Wehlau (Sohn eines der B.K. zugeneigten ostpreußischen Superintendenten) zu wenden und seine Fürsprache in Anspruch zu nehmen. Mir blieb im Grunde nichts anderes übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen. So stand ich also eines Tages im Herbst 1934 auf dem Landratsamt Wehlau Erwin Buchholtz gegenüber und trug ihm mein Anliegen vor. Er erklärte sich auf der Stelle bereit sich für mich einzusetzen. Der Dienstwagen wurde sofort bestellt, und



Paterswalde, Kanzel, Teilstück (um 1680). Die in der Ordenszeit gegründete, im 16. Jahrhundert wiederhergestellte Kirche von Paterswalde wurde 1876 abgebrochen. Am 23. Juli 1876 Grundsteinlegung, am 9. Dezember 1877 Einweihung eines neuromanischen Bauwerks. Kanzel (1591) und Altar (1700) wurden aus der alten Kirche übernommen. Der Altar mit reichem Schnitzwerk, in der Predella das Abendmahl, im Hauptgeschoß die Kreuzigung, steht ebenso wie die beiden Abendmahlsengel der Werkstatt Johann Christoph Döbels nahe. Die Orgel wurde am 15. April 1881 eingeweiht.

er fuhr mit mir nach Paterswalde, um mich einigen Kirchenältesten vorzustellen. Auf der Rückfahrt nach Wehlau erklärte sich B. bereit, mit mir im Hotel Kronprinz zu Mittag zu essen. Wir kamen dabei ohne Schwierigkeiten in ein intensives Gespräch, wobei ich ihm deutlich zu erkennen gab, daß ich zwar seinen Optimismus teilen könnte, daß die Wahl durch den Gemeindegemeinderat glatt über die Bühne gehen könnte, daß ich aber sehr skeptisch gegenüber der Frage sei, ob das Konsistorium gezwungen werden könne, der Wahl durch den Gemeindegemeinderat zuzustimmen. Darauf antwortete B. lächelnd: „Wissen Sie, ich kenne die Herren des Konsistoriums und weiß, daß sie ‚in der Furcht des Herrn‘ leben und – fügte er hinzu – wenn der Herr mit dem Finger winkt, pflegen sie zu wissen, was sie zu tun haben“. Ein Weilchen schwieg er, um sodann fortzufahren: „Ich werde mich also für sie verwenden, aber ich muß natürlich wissen, daß Sie Nationalsozialist, d. h. überzeugter Nationalsozialist sind.“ Nun war es an mir, Farbe zu bekennen, und ich tat es rücksichtslos, indem ich sagte: „Herr Assessor, was verstehen Sie unter einem überzeugten Nationalsozialisten? Verstehen Sie darunter einen Menschen, der seinen Verstand auf Kammer abzugeben hat, so muß ich Ihnen sagen: Ich bin kein überzeugter Nationalsozialist, denn ich sehe den Staat zwei Dinge tun, die ich weder verstehen noch mitmachen kann, ich meine die Stellung des Staates zur Kirche und zur Jugend. Nach kurzem Besinnen gab B. zu: „In beiden Punkten haben Sie Recht.“ In der Folgezeit wußten wir, was wir voneinander zu halten hatten. Wir wurden gute Freunde, die sich bestens verstanden und füreinander eintraten.

Das bekam ich sehr bald zu spüren. Der Gemeindegemeinderat wählte mich einstimmig, das Konsistorium teilte mir dieses Ergebnis mit und forderte mich auf, die Wahl anzunehmen. Nun war für mich der Augenblick gekommen, meine Karten auf den Tisch zu legen. Ich machte meine Zustimmung davon abhängig, daß ich erst noch vor der Gemeinde meine Stellung innerhalb der kirchlichen Situation darlegen möchte und wenn dann der Gemeindegemeinderat bei seiner Wahl bleiben würde, wollte auch ich Ja sagen. Auf den Bußtag 1934 (Nachmittag) wurde eine Gemeindeversammlung anberaumt. Der Schmied von Stenken fuhr mich auf seinem Motorrad nach Paterswalde. Kurz vor dem Ziel machten wir im Bahnhofshotel Wehlau Rast, ich wollte mich zurecht machen. Hier sucht mich Dr. Buchholtz auf und berichtete, wie er sich dafür eingesetzt hatte, daß diese Veranstaltung auf den Gütern des Kreises bekannt wurde. Vor allem aber legte er mir dringend ans Herz, einen Passus in meine Ausführungen einfließen zu lassen, aus dem zu ersehen war, daß ich willens war, das Positive in der NSDAP anzuerkennen. Als ich die Kirche betrat, konnte ich trotz der Dunkelheit – vorn vor dem Altar brannte auf einem Tisch eine Petroleumlampe – erkennen, daß sie ganz gefüllt war. Auf Einzelheiten meines Vortrages kann ich mich nicht mehr besinnen, weiß aber noch, daß B. einverstanden gewesen ist mit dem, was ich gesagt habe, und darauf kam es mir wesentlich an. An meinem Geburtstag, dem 31. 3. 35, bin ich als Pfarrer der Gemeinde Paterswalde eingeführt worden. Der Text meiner Predigt lautete: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen“ (Römer 1,16). Am Nachmittag fand noch einmal eine Versammlung in der Kirche statt, bei der der spätere Generalsuperintendent Braun aus Berlin, der bei meiner Einführung assistiert hatte, das Wort aus dem Hebräerbrief auslegte: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ (13,8).

Die Verbindung zu Dr. Buchholtz hat vorgehalten, bis er von seinem Posten auf dem Wehlauer Landratsamt abgelöst wurde. Es kam vor, daß bei mir das Telefon läutete, ich hob ab und meldete mich: „Vier dreiundsiebzig“ – „Sind Sie da?“ – „Ja“ – „Ich komme“. – Manchmal kam er nur, um mit mir zu plaudern, manchmal aber auch,

um mir etwas mitzuteilen, was er mir am Telefon nicht sagen mochte. So erfuhr ich schon in den ersten Wochen, seit ich in Paterswalde war, durch ihn, daß der damalige Landrat von Perbandt mich kenneniernen wollte. Unglücklicherweise – für den Landrat, wie mir B. verriet, glücklicherweise für mich, wie sich später herausstellte – hatte der Kreisleiter Wagner von dieser Absicht erfahren und zu erkennen gegeben, daß er unbedingt Wert darauf lege, bei dieser Begegnung dabei zu sein, was v. Perbandt ihm nicht abschlagen konnte. So kam es denn, daß ich eines Tages das Dienstzimmer des Landrates betrat, ohne daß ich offiziell etwas von der Anwesenheit des Kreisleiters wissen durfte, daß mich also zwei Herren erwarten würden. Ich steuerte auf den mir Unbekannten zu, da mir der Kreisleiter vom Gesicht her bekannt war, in der Annahme, das müsse der Landrat sein, wir stellten uns gegenseitig vor, und Herr v. P. bat mich Platz zu nehmen, ohne mich dem Kreisleiter vorzustellen. Und dann begann ein Gespräch zwischen uns beiden, das zum mindesten zu Beginn ziemlich gespannt war, sich im Laufe der Unterhaltung aber immer mehr entspannte. Ich will versuchen den Gang unseres Gespräches nachzuzeichnen.

v. P.: „Die Kirche macht sich selbst ungläubwürdig, vor 1918 hat sie für den Kaiser gebetet, nach 1918 für Ebert und Hindenburg, und jetzt betet sie mit der größten Selbstverständlichkeit für Hitler. Was sagen Sie dazu?“ Ich: „Herr Landrat, in der Bibel steht: betet für die Obrigkeit!“ v. P.: „Dann würden Sie also, Herr Pfarrer, gesetzt den Fall – was ja nicht eintreten könnte – wir hätten eine kommunistische Regierung, so würden Sie für Herrn Stalin beten.“ Ich: „Gesetzt den Fall – der ja nach Ihrer Meinung nicht eintreten könnte – wir hätten eine kommunistische Regierung, dann würde ich für Herrn Stalin beten.“ v. P.: „Damit geben Sie also zu, daß die Kirche international ist.“ Ich: „Nein, das gebe ich nicht zu, es käme doch ganz darauf an, wie ich das tun würde, es würde mir z. B. nicht einfallen, Gott dafür zu danken, daß er uns Herrn Stalin geschickt hat.“ (Kurz vorher hatte v. P. davon gesprochen, daß die österreichischen Bischöfe Gott auf den Knien gedankt hätten, daß der Anschluß an das 3. Reich gelungen sei).

Im Laufe des weiteren Gespräches warnte mich der Landrat davor, Unruhe in die Bevölkerung zu tragen. Dagegen verwehrte ich mich mit der Gegenbehauptung, daß die Partei ihrerseits die Bevölkerung beunruhige, indem sie im Volk den Eindruck entstehen lasse, daß es unerwünscht sei, sich zu seinem christlichen Glauben zu bekennen. Darauf verlangte der Landrat, ich solle meine Behauptung durch ein Beispiel erhärten. Ich fuhr also fort: „Da kommt ein Kriegsinvalide zur Behörde, um sich die Baugenehmigung für sein Siedlungshäuschen abzuholen; da wird ihm gesagt: „Ja, mein Lieber, solange Sie die Mitgliedskarte (rote Karte) der Bekennenden Kirche unterschrieben haben, ist es nichts mit der Baugenehmigung.“ Da weiß der Mann also nicht mehr, ob er bei seinem alten Glauben bleiben kann.“ Der Landrat kontert scharf: „Mit solchen anonymen Anschuldigungen kann ich nichts anfangen, da müssen Sie mir schon Namen nennen.“ Ich: „Es tut mir leid, Herr Landrat, daß weiß ich aus einem seelsorgerlichen Gespräch, davon kann ich auf Grund der Schweigepflicht meines Amtes keinen öffentlichen Gebrauch machen; ich wäre aber bereit, es Ihnen unter vier Augen zu sagen.“ In diesem Augenblick schaltete sich plötzlich Kreisleiter Wagner ein, indem er fragte: „Meinen Sie vielleicht den Fall Mannstein?“ Als ich diese Frage bejahte, fuhr er fort: „Ja, sehen Sie, in diesem Fall war es so...“ und dann kam eine Erklärung, der man anmerken konnte, daß sie aus Verlegenheit entstanden war. Um mich nicht in eine nutzlose Diskussion einzulassen, tat ich so, als ob ich alles einsehen könnte.

Das Gespräch mit dem Landrat ging so aus, daß er von mir verlangte, daß ich nicht mehr in der Öffentlichkeit so reden dürfe, daß es Mißverständnisse geben könnte, und daß ich mich in meinem Wirken auf die Gemeinde Paterswalde beschränken müsse. Ich erbat eine Bedenkzeit, die mir gewährt wurde mit dem Hinweis, daß ich mir

daraus nicht einen Freibrief für Schweigen ableiten dürfe. Das war für mich ein willkommener Anlaß dem Landrat zu versichern: „Sie können sich darauf verlassen, Herr Landrat, ich werde meine Antwort nicht ad Calendas Graecas verschieben.“ (Ich verwendete diese lateinische Redensart – sie heißt auf deutsch: auf unbestimmte Zeit – absichtlich; der Kreisleiter sollte merken, daß er dem Gespräch nicht folgen konnte).

Ich habe den Landrat nicht lange warten lassen, nach kurzer Zeit teilte ich ihm mit, ich bedauerte es sehr, ihm mitteilen zu müssen, daß ich seine beiden Bitten nicht erfüllen könnte, denn 1. könnte ich niemals so reden, daß jemand, der Mißverständnisse heraushören wollte, dies nicht auch tun könnte, und 2., da ich nun einmal Kreispfarrer der B.K. für den Kirchenkreis Wehlau sei, könne es mir niemand verargen, wenn ich mich verpflichtet fühlte, die Sache der B.K. auch außerhalb von Paterswalde, d.h. in den anderen Kirchengemeinden des Kirchenkreise Wehlau zu vertreten. Da ich niemals eine Antwort auf diese Mitteilung erhielt, habe ich daraus den Schluß gezogen, daß der Landrat meine Einstellung gebilligt hat.

Von Assessor Buchholtz habe ich dann später erfahren, daß Herr von Perbandt, als er ihm gegenüber auf diese Unterredung zu sprechen kam, geäußert habe: „Schade, daß er nicht auf unserer Seite steht.“ Meine Antwort B. gegenüber lautete: „Das ist aber nicht meine Schuld.“ – Was den Kreisleiter anbetrifft, so habe ich nach dem Krieg erfahren, daß er dem in Paterswalde wohnhaften Gendarmeriebeamten Koch die Weisung erteilt hat, dafür zu sorgen, daß ich ins K.Z. gebracht werden könnte. Daraufhin hat Herr K. seine Versetzung beantragt und sie auch erhalten (das weiß ich jetzt durch die Witwe des Herrn K.).

Erwin Buchholtz mußte – wann, weiß ich nicht mehr – den Intrigen des Kreisleiters weichen, die er gegen ihn über den Gauleiter und Oberpräsidenten Erich Koch gesponnen hat; er wurde an das Präsidium des Regierungsbezirkes Oppeln in Schlesien versetzt, wo er bei einer Dienstreise mit dem Auto tödlich verunglückt ist.

Der letzte Tag in Wehlau

Eigentlich muß ich mit dem vorletzten Tag beginnen. An diesem Sonnabend, dem 20. Januar 1945, hatte ich von 7.00 bis 13.00 Uhr Dienst beim Fernamt Wehlau. Der Dienst lief ganz gut an. Einige Zeit später aber, als ich Gespräche vom Fernamt Insterburg übermitteln wollte, bedauerte die Kollegin in Insterburg nicht vermitteln zu können, da sie eines Luftangriffs wegen den Luftschutzkeller haben aufsuchen müssen. Immer wieder wurde mir erklärt: „Wir können noch nicht vermitteln. Welle auf Welle der Bomber wirft Bomben ab. Wir können den Keller nicht verlassen.“ Fast bis 13.00 Uhr bekam ich dieses gesagt.

Kollegin Boy, unsere dienstälteste Kollegin, die schon im ersten Weltkrieg beim Fernamt Wehlau Dienst gemacht hatte, versuchte meine Bedenken, der Feind könnte auch im Vormarsch auf Wehlau sein, mit der Begründung zu zerstreuen, daß Insterburg noch nicht genommen sei, und wenn, dann sei ja noch Zeit zur Flucht. Im ersten Weltkrieg hätten sie es ja auch noch geschafft, rechtzeitig fortzukommen. Trotzdem machte ich mich nachdenklich auf den Heimweg.

Da ich nachmittags dienstfrei hatte, beschloß ich nach Köthen bei Grünhayn zu fahren, um meine Eltern zu warnen. Nachmittags gegen 15 Uhr ging ich deshalb zum Postamt zurück, um mir von Käthe Lehmuth, der Tochter unseres Chefs, Postamt-

mann Lehmuth, ein Fahrrad zu leihen. Auf dem Posthof bot sich mir ein sonderbares Bild. Käthe und ihre Mutter waren eifrig dabei, Teppiche zu klopfen. Auf meine irritierte Frage, ob denn jetzt noch der Hausputz so wichtig sei, sagte mir Frau Lehmuth: „Nun, die werden aufgerollt, denn auf meine Anfrage bei der Kreisamtsleitung der NSV wurde mir gesagt, daß Montag und Dienstag Frauen mit Kindern und Mittwoch alte Leute und alle anderen Frauen aus der Stadt mit Zügen abtransportiert würden.“ Frau Lehmuth wollte zu ihrer Schwester nach Thale bei Burg.

Käthe ließ mir bereitwillig ihr Fahrrad. Grünhayn und Köthen lagen wie im tiefsten Frieden. Meine Eltern waren erstaunt, daß ich dringendst zum Packen riet. Mit etwas Eßbarem versehen machte ich mich gegen Abend wieder auf den Weg nach Wehlau. Kurz hinter Grünhayn stand plötzlich ein älterer Landser vor mir und hinderte mich am Weiterfahren. „Hier ist Sperrgebiet, hier darf niemand mehr durch“. Nach meinem entgeistertem Weshalb und Warum zeigte er nach oben: „Sehen sie denn nicht, über uns finden doch Luftkämpfe statt.“ Tatsächlich sah ich, daß sich in einiger Höhe mehrere Flugzeuge tummelten. Na, da saß ich in der Klemme. Mein Dienst sollte Sonntag um 13.00 Uhr beginnen. Außerdem war ich ohne Genehmigung des Chefs aus der Stadt gefahren. Allen Postbediensteten war ein paar Tage vorher eingeschärft worden, die Stadt nicht ohne triftigen Grund zu verlassen. Nach langem hin und her gab der Soldat mir die Straße frei. „Auf Ihre eigene Gefahr hin!“ Ich langte wohlbehalten in Wehlau an, lieferte das Fahrrad ab und ging zur Freiheit. Ich wohnte dort in dem Haus der Postbediensteten, als Untermieterin beim Kollegen Sachs. Seine Tochter Alice war auch eine Kollegin und arbeitete zur Zeit in der Telegraphie.

Sonntag, 21. Januar 1945. Die Morgendämmerung lag noch über der Stadt, als ich die Augen aufschlug. Eine unheimliche Stille umgab mich. Plötzlich kamen mir die Tränen. Unaufhörlich. Schließlich raffte ich mich auf. „Warum diese Tränen“, fragte ich mich, ging zum Fenster, sah hinaus und erstarrte. Von einer Straßenseite zur anderen bis an die Hauswände, Militärkolonnen und Ziviltrecks, eine graue schweigende Masse. Mein erster Gedanke: „Wie kommst du da wohl durch, wenn du zum Dienst mußt“.

Zeitig machte ich mich deshalb auf den Weg. Ich wollte über die Eisenbahnbrücke und dann durch die Gärten zur Stadt. Die Eisenbahnbrücke wimmelte voller Soldaten. Auf der Brücke, unter der Brücke, es herrschte eine große Geschäftigkeit, ein Hämmern, Klopfen und Sägen erfüllte die Luft. So allmählich überkam mich ein Grausen. Über die Trümmer der Weihnachten 1944 gesprengten Allebrücke langte ich in der Stadt an. An der neuen Allebrücke wurde eifrig gebaut.

Sofort begab ich mich zum Hotel Kaiserhof, um dort Mittag zu essen. Die Gaststube war fast leer, nur an einem der Tische saßen ein paar ältere Herrschaften, in ein Gespräch vertieft. Auf meine Frage an die Bedienung, ob es heute noch Mittagessen geben würde, hieß es: „Natürlich“, nach einem Zögern: „Ich weiß nicht“, dann: „Na ich gehe mal fragen“. Freudestrahlend später: „Es gibt gleich Mittag“. Während des Wartens fing ich Gesprächsfetzen auf. Erst achtete ich nicht so drauf, dann vernahm ich deutlich: „Ja, und da fanden mit einem Mal Luftkämpfe über Schirrau statt“. „Schirrau“, dachte ich. Irgendwie schlug es Alarm in mir. Als die Bedienung in Sicht war, bat ich sie, in der Küche nachzusehen, wie es mit dem Essen stünde. Freundlich lächelnd ging sie davon. Entsetzt und aufgelöst kam sie zurückgestürzt mit dem Ruf: „Es gibt nichts zu essen, die Küche ist leer, die packen!“

Nun war guter Rat teuer. Mein Dienst begann um 13 Uhr, Ende 21 Uhr, kein Mittagessen, nur zwei Abendbrotschnitten in der Handtasche. Um die Ecke wohnte Kollegin Lilli. Vielleicht konnte man da einen kleinen Imbiß bekommen. Bei Schröders bot sich ein Bild tiefsten Friedens. Lillis Mutter stand mit einer unbeschreiblichen Ruhe am Herd, um Kartoffelpuffer zu backen. Auf meine Frage nach Lilli, antwortete sie: „Wissen Sie denn nicht, heute gibt es doch Fleisch ohne Marken“. Nachdem ich

mich an zwei Kartoffelpuffern gelobt hatte, empfahl ich Frau Schröder zu packen.

Unterwegs zum Postamt begegnete mir Lilli. Einen großen ungeräucherten Schinken trug sie auf den Händen. „Es gibt heute ohne!“ rief sie von weitem. Ihr froher Blick verlor sich, als ich ihr klarzumachen versuchte, daß mit so einem rohen Ding auf der Flucht kaum etwas anzufangen war. Auch ihr riet ich dringend zum Packen. Im Postamt angekommen, kam mir Kollegin Christel entgegengeatmet mit dem Ruf: „Ich haue ab, ich trecke“. Auf meine Frage, womit, denn ihr Vater war auch Postbediensteter, erzählte Christel, daß der Fuhrunternehmer, in dessen Nähe sie wohnten, ihnen Pferde und Wagen zur Verfügung stellen wollte.

Im Fernamt herrschte große Aufregung. „Ein Glück, daß ihr uns ablösen kommt“, wurde Christa und mir entgegengerufen. Kollegin Boy, die älteste und resolute fuge noch hinzu: „Die sind hier alle verrückt geworden“. Unsere Jüngste, eine Kollegin aus Grünlinde, fragte mich weinend: „Was soll ich machen? Grünlinde ist geräumt, meine Eltern sind getreckt, wo soll ich hin?“ Ich riet ihr, sich ein Fahrrad zu besorgen und dem Treck nachzufahren. Unsere Aufsicht Fräulein Gehrman sagte uns zu, am Nachmittag wiederzukommen. Sie habe zwar keinen Dienst, doch da solch eine Turbulenz herrschte, könnten wir sicher ihre Hilfe mal benötigen. Sie hat Wort gehalten und ist später noch mal zum Amt gekommen.

In der Tat, Christa und ich hatten manchmal zu wenig Stöpsel an unseren Fernschränken. Ich rief sofort die Agentur Grünhayn an, um mit Köthen verbunden zu werden. Statt Frau Arndt meldeten sich Soldaten. Grünhayn sei geräumt und Köthen sei auch durch Militär besetzt. „Zivil gibt es hier nicht mehr“, tönte es mir entgegen. Ich war erschüttert. Aber ich war froh, daß ich am Tage zuvor noch die Fahrt nach Köthen unternommen hatte. Zum weiteren Nachdenken hatte ich keine Zeit. Verbindung auf Verbindung mußte hergestellt werden. Dann aber flaute der Betrieb ab. Es mag gegen 15 Uhr gewesen sein, da verlangte eine Teilnehmerin über die Tapiauer Leitung ein Gespräch nach Taplacken. Taplacken war noch ein Rufamt, es konnte nicht angewählt werden, sondern mußte mit besonderem Rufzeichen gerufen werden. Da sich auf wiederholtes Rufen die sonst pflichtbewußte Beamtin nicht meldete, teilte ich dies der Teilnehmerin bedauernd mit. Diese wurde aber böse und meinte, ich wolle nur nicht, denn ihre Schwägerin habe versprochen, solange in Taplacken zu warten, bis der Anruf aus Tapiau käme. Auch auf noch mehrmaliges Rufen kam keine Antwort. Die Teilnehmerin in Tapiau gab nicht auf.

Im Postamtskeller hatte sich seit Wochen eine Militärvermittlung einquartiert. Diese Vermittlungsmänner wollte ich nun um Rat fragen. „Lebt ihr auf dem Mond? In Plibischken finden doch Straßenkämpfe statt“, rief der Soldat. Ich bat ihn mit der Frau zu reden, denn mir schenke sie doch keinen Glauben. Fräulein Gehrman glaubte an einen Scherz, als ich ihr das erzählte. Sie holte unseren Chef ins Fernamt. Der schüttelte auch mit dem Kopf: „Plibischken Straßenkämpfe, unglaublich, zumal doch hier Ruhe herrscht“. Er bat den Vermittlungstruppführer ins Fernamt. Als der ihm bestätigte, daß die Lage ernst sei, rief er den Kreisleiter an. Der Kreisleiter sagte prompt: „Das Postamt muß bleiben!“ Nach langem hin und her war sein letzter Befehl: „Das Postamt kann geschlossen bleiben, alle Postbediensteten dürfen abziehen, doch der Fernsprechverkehr muß aufrecht erhalten bleiben!“

Da saßen Christa und ich nun. Doch ich bat Postamtman Lehmut, den Truppführer der Paulavermittlung zu bitten, Christa und mich bei ihrer Abfahrt mitzunehmen. Er sagte zu und hat später Wort gehalten.

Eine Dame von der Kreisamtsleitung der NSV erzählte mir weinend folgendes: „Habe ich nicht immer meine Pflicht getan? Und jetzt, wo ich Hilfe brauche und bei der Gauamtsleitung Züge anfordere, um meine Frauen und Kinder noch herauszubringen, schreit mich der Gauamtsleiter in Königsberg an, ich solle meine Frauen und Kinder an die Hand nehmen und zu Fuß gehen, immer nach Süden, immer nach

Süden." Sie konnte sich kaum beruhigen und rief Dorf um Dorf an, um Mütter und Kinder zum Aufbruch zu bewegen.

Da ich nur meine Handtasche bei mir hatte, bat ich unseren Chef, nach Hause gehen zu dürfen, um das Nötigste einzupacken. Der Chef bat mich, dann auch gleich alle Postbediensteten aus dem Hause zu alarmieren, um im Postamt die Wertsachen einpacken zu helfen. Frau Sachs, meine Zimmerwirtin, war ungehalten, denn ihr Mann sollte zu Hause packen helfen. Ein riesiger Reisekorb stand schon bereit dafür. Nachdem ich das Nötigste eingepackt hatte, begann ich meine Betten abzu ziehen. Plötzlich hinter mir Frau Sachs: „Aber Fräulein Danielzik, was machen sie denn da? Wollen sie denn nicht mehr bei uns schlafen?“ Meine Antwort: „Wo ich heute Nacht schlafen werde, weiß ich nicht; doch daß es nicht mehr hier ist, weiß ich ganz bestimmt“. Mit dem Ruf „Alice, Alice“ stürzte die Gute davon. Alice erklärte ich, ihrer Mutter schonend beizubringen, den Reisekorb stehen zu lassen und nur das Nötigste zu packen.

Auf dem Rückweg zum Postamt wurde ich von einer Mutter angesprochen. Sie hatte ein kleines Mädchen und einen kleinen Jungen an der Hand und fragte mich ziemlich ratlos: „Fräulein, wissen sie nicht, was los ist? Zu mir kam jemand von der NSV und hat gesagt, ich soll meine Kinder an die Hand nehmen und mit ihnen nach Tapiau gehen. Was soll ich aber in Tapiau?“ Als ich ihr erzählte, daß die Russen im Anmarsch seien, meinte sie, sie müsse dann ja wenigstens eine Tasche mitnehmen.

Unser Gepäck sollte auf dem Reisebus mit verladen werden, der die Postbediensteten nach Zinten bringen sollte. Doch da ja die Frauen und auch die Mütter der Kolleginnen noch in der Stadt waren, gaben die Kolleginnen ihre Plätze den Müttern und machten sich zu Fuß auf den Weg. Käthe Lehmutz, Lilli Schröder und Alice Sachs haben nachts aus Friedland angerufen. Der Bus konnte erst spät abends den Posthof verlassen, denn bis dahin waren alle Straßen verstopft.

Während unser Ämterpflegebeamter unsern einzigen Springschreiber ausbaute, um ihn auf Befehl der OPD mitzunehmen, fuhr ein Lkw aus Insterburg auf unseren Posthof mit 100 Springschreibern vom Telegraphenam Insterburg. Alles gute Zureden unseres Chefs, mit der Ladung doch weiterzufahren, da wir doch auch im Aufbruch seien, half nichts. Die 100 Springschreiber wurden abgeladen und in unsere freigewordene Busgarage gestapelt.

Kollegin Ev erschien nachmittags im Fernamt. Sie war im Augenblick krankgeschrieben, doch trotz allem hatte sie am Abend zuvor nicht die Genehmigung erhalten, die Stadt zu verlassen. Wir baten den Truppführer der Paulavermittlung, Eva doch auch mitzunehmen. So blieb sie bei uns im Fernamt. Nachdem der Postbus freie Fahrt hatte und auch die Wertsachen verstaut waren, kehrte Ruhe im Postamt ein. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich auch auf den Weg gemacht, so herrschte an den Fernschranken keine Hektik mehr. Man konnte sich schon mal umsehen.

Da gerade Herr Stephan, ein Entstörungsbeamter, im Fernamt war, fragte ich ihn nach dem Verbleib seiner Frau. Er erzählte mir, daß die einquartierten Panzersoldaten, die ihren mit Panzern beladenen Güterzug auf dem Bahnhof stehen hatten, Frauen und Kinder mitgenommen hätten. Herr Stephan wohnte in der Siedlung *hinter dem Bahnhof, Lindendorferstraße, Nadojnysstraße*. Nachts brachte er uns Gläser mit Erdbeeren. Das war ein Genuß. Am späten Abend waren mehrere Detonationen zu hören, doch keine Flugzeuge in der Luft. Später hörten wir, daß es die Sprengung der Brücke von Taplacken gewesen sei.

Nachts klopfte es an die Postamtstür. Alles wurde bleich und zitterte. Ich machte den Herren klar, daß der Feind wohl nicht so höflich anklopfen würde, sondern längst die Tür zerschmettert hätte. Darauf wagte sich Herr Podschuk, ein Entstörungsbeamter, an die Tür. Und, oh Wunder, er kam mit einer Flasche Sekt. Den Sekt hatte der Kreisleiter als Dank für ein Gespräch an die Front geschickt. Ich koche – den

ganzen Krieg über hatten wir Sekt nicht gesehen, und nun im letzten Augenblick noch Sekt. Christa verstaute den Sekt in ihrem Rucksack – zu meinem Glück, denn als ich am nächsten Abend in Königsberg bald irre vor Durst war, tat der Sekt mir gute Dienste.

Nachdem sich bald alles über die Störung beruhigt hatte, bekamen die Vermittlungsmänner Besuch von zwei Kameraden. Folgendes: Im Heeresverpflegungsamt Ripkeim lagerten noch etliche Wagen Verpflegung. Zwei Soldaten sollten auf die Lkw warten und verladen helfen. Es wurde Nacht. Da vernahmen die beiden Motorengeräusche. In der Annahme, daß die Kameraden nun endlich mit den Wagen angelangt seien, gingen sie hinaus. Doch sie stutzten, denn von der Wehlauer Richtung war kein Fahrzeug in Sicht. Sie horchten und vernahmen zu ihrem Entsetzen russische Laute. Auf Fahrrädern kamen sie nach Wehlau gerast. Nachts würden wir wohl noch nichts zu befürchten haben, denn Vorräte wären in Ripkeim reichlich und daran würde sich der Feind wohl erst kräftig stärken. Die Vermutung stimmte. Die Nacht verlief unheimlich ruhig.

Montag, 22. Januar 1945. Im Morgengrauen setzte dann ganz plötzlich ein heftiges Maschinengewehrgeknatter ein. Herr Stephan kam mit frischem Brot. Die Heeresbäckerei habe nachts nochmal gebacken. Ein halbes Brot und ein Stückchen Speck von zu Hause waren nun mein Reiseproviant. Das Geknatter der Maschinengewehre wurden nun heftiger. Nun verließ mich meine Ruhe. Ich stürzte in den Postkeller und fragte die Soldaten, ob sie denn nichts hörten. Doch die Landser gaben sich ruhig, und ein Soldat sagte: „Ach, das ist noch gar nichts, das kommt noch schlimmer. Hier nehmen sie erstmal die Bonbons.“ Auf meinen erstaunten Blick hin fragte er: „Na, waren sie denn nicht heute Nacht los?“ Als ich ihm berichtete, daß ich während der ganzen Nacht am Fernschrank Dienst getan habe, schüttelte er den Kopf mit der Bemerkung: „Nein, so was, und dabei waren die Lager vollgepfropft.“ Christa und Ev staunten, als ich mit soviel Bonbons auftauchte.

Das Maschinengewehrgeknatter wurde heftiger und heftiger. Plötzlich, es mag 8 oder 9 Uhr morgens gewesen sein, stand Herr Stephan neben meinem Fernschrank. „Fräulein Danielzik, stehen sie auf, das ist nichts mehr für Mädchen. Ich nehme Ihren Platz ein.“ Wortlos erhob ich mich, hängte meinen Kopfhörer ordnungsgemäß in den Wandschrank und verabschiedete mich von den noch Anwesenden. Es waren Postamtmann Lehmann, Postobersekretärin Mieze Gehrman, Ämterpflegebeamter Ehler, Herr Stephan und der Postkraftfahrer Deudert (?).

Nachdem wir uns reisebereit gemacht hatten, gingen wir zu dem Truppführer der Vermittlung. Die Vermittlung der Soldaten mußte noch aufrecht erhalten werden und so schickte er uns zu dem Kraftfahrer, der in der Siedlung Linderdorferstraße/Nadolnystraße einquartiert war. Die Straße in Richtung Bahnhof war menschenleer. Wir brauchten nicht mehr über die Pontonbrücke, sondern wir gingen über die neue Allebrücke. Ein Offizier beaufsichtigte einige Soldaten, die noch da und dort herumklopfen. Er schaute uns sprachlos und auch wieder spöttisch an. Der Gang über die anderen Brücken war mir etwas unheimlich, denn hier war unvermindertes Maschinengewehrgeknatter zu hören. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Froh waren wir alle drei, als wir das Freigelände hinter uns hatten. Wir erreichten bald das Quartier des Kraftfahrers. Auf unsere Frage, wie lange es noch dauern könnte, meinte er: „Zwei bis drei Tage; setzt Euch erst mal da aufs Bett.“ Doch wir hatten kaum seiner Aufforderung Folge geleistet, da klingelte sein Telefon. Gelassen nahm er den Hörer ab, horchte, legte wieder auf und schrie uns zu: „Los, los, runter, wir müssen den Kameraden zur Bahnschranke entgegenfahren. In die Stadt können wir nicht mehr hinein. Die Straße liegt unter Beschuß.“ Kaum saßen wir im Auto, raste er mit uns los. Noch im Siedlungsgebiet sahen wir plötzlich ein kleines Mädchen mit blonden, langen Zöpfen und einem Schulranzen auf dem Rücken aus einem Haus kommen.

Wir konnten den Fahrer nicht verständigen, denn wir saßen im Wageninneren und hatten mit dem Führersitz keine Verbindung. Am Gasthof zur Ostbahn machte er halt.

Während wir noch im Wagen waren, kam das Postauto. Fräulein Gehrman und Postamtman Lehmuth stiegen aus. Als auch die Entstörer zur Stelle waren, fuhren die Postautos in Richtung Paterswalde davon. Wir schauten ihnen noch wehmütig nach.

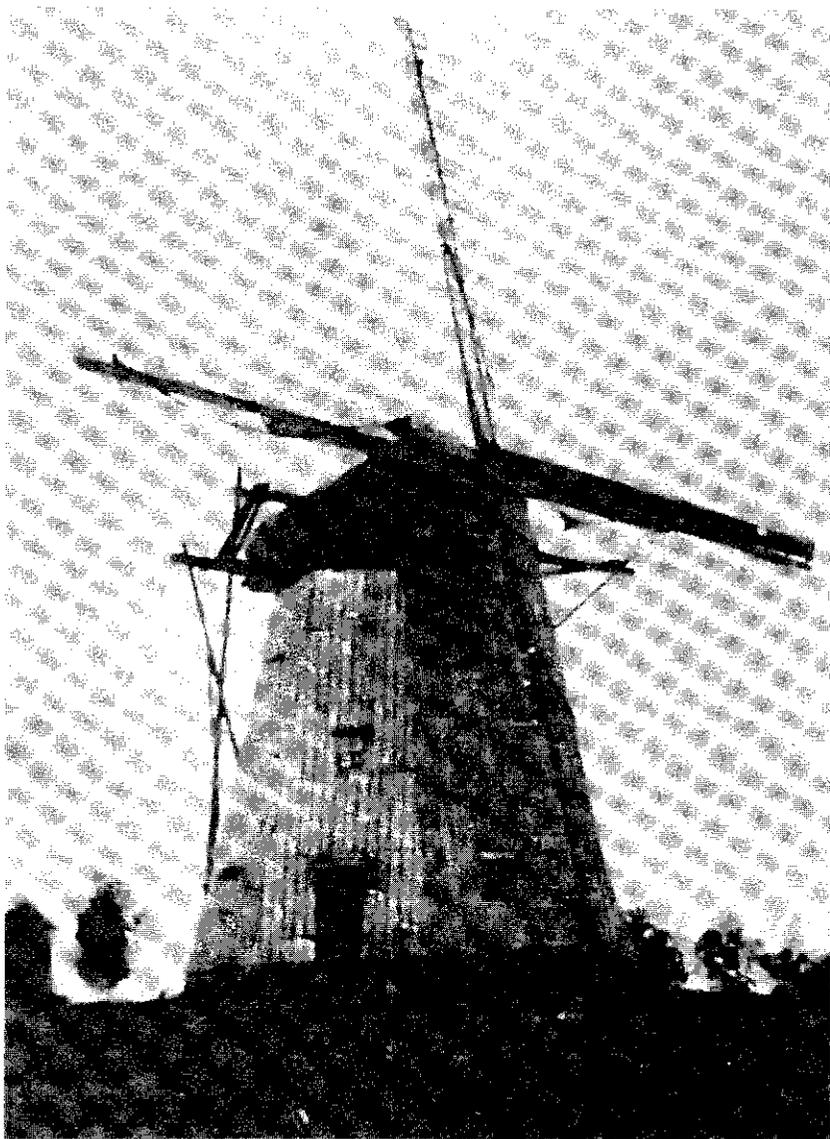
Plötzlich war unser Kraftfahrer an der Tür. Wir mußten aussteigen, damit die Vermittlungssoldaten ihre Apparate einbauen konnten. Als wir ausgestiegen waren, sah ich einen Panzersoldaten in einem dieser kleinen Panzer unbeweglich verharrend in Richtung Freiheit blicken. Auf meine Frage, warum er dem Feind denn nicht entgegenführe, bekam ich die Antwort: „Geben Sie mir Sprit?“ Es ging nun alles sehr schnell. Die Vermittlungsmänner kamen fast am Boden kriechend, die Vermittlungsschränke auf Schlitten hinter sich herziehend, angekeucht. Der Feind hatte Einblick und hatte die Straße unter Beschuß genommen.

Fieberhaft wurden die Apparate eingebaut. Ein Trupp Soldaten mit Panzerfäusten kam aus dem Lokal zur Ostbahn. Ein älterer Soldat sah uns und schrie auf: „Die Mädchen müssen hier weg, die Mädchen müssen hier weg!“ Der Vermittlungstrupführer antwortete: „Ja, ja, das weiß ich auch. Ich beeil' mich ja auch schon.“ Kaum waren die Apparate verstaut, da wurden wir drei Mädchen gepackt und buchstäblich in den Wagen geworfen. Einige Vermittlungsmänner beeilten sich auch noch, hinein zu kommen und dann brauste der Fahrer in Richtung Augken davon. Kaum waren wir ein Stück gefahren, erfüllten Detonationen die Luft. Das Auto schaukelte hin und her. Auf unsere Frage, was das zu bedeuten habe, sagten die Soldaten: „Das waren die Wehlauer Brücken, auch die neue Allebrücke.“

Bald ging unsere Fahrt fast schrittweise, denn Militär und Ziviltrecks befanden sich auf der Fahrt ins Ungewisse. Nach etwa 10 Stunden, spät in der Nacht, waren wir am Hauptbahnhof in Königsberg. Wir dankten den Vermittlungsmännern und sagten ihnen Lebewohl. Sie hatten Befehl zum Einsatz nach Labiau erhalten. Wir aber sollten uns in Zinten einfinden. Wie aber, denn nicht hundert, sondern mehrere hundert Menschen, standen auf dem großen Vorplatz. Die Halle des Hauptbahnhofs war vollgepfropft mit Menschen, die alle irgendwohin wollten, denn am Himmel loderten Brände, in der Heimat wurde gekämpft.

Noch ein Nachtrag. Als am Morgen des 22. Januar 1945 das Maschinengewehrfeuer einsetzte und weiter anhielt, rief ich die Kreisleitung an und fragte den Kreisleiter persönlich, ob wir die Stadt verlassen dürften. Die Antwort lautete: „Nein, noch nicht. Erst wenn der Russe in der Stadt ist.“ Meine Frage: „Wie merken sie es, daß der Russe in die Stadt will?“ Antwort: „Wenn die Pregelbrücke in die Luft fliegt.“ Von den Soldaten erfuhren wir später, daß in der kleinen Vorstadt gekämpft wurde. „Aber die Brücke,“ sagte ich. „Na, die sind doch übers Eis gekommen,“ wurde mir geantwortet. Später, als wir unterwegs waren, fuhr der Wagen des Kreisleiters hinter uns. Ob der Kreisleiter selbst am Steuer gesessen hat, ist mir nicht in Erinnerung. Jedenfalls den Kreisleiter und zwei Bürodamen habe ich erkannt. Später war der Wagen aus unserem Blickfeld verschwunden.

Erna Hoffmann



Wer kann uns sagen, wo diese Windmühlen im Kreis Wehlau standen? Waren sie 1945 noch vorhanden bzw. wann wurden sie abgebrochen?



Geschichten aus dem Paradies

Unser Schulweg nach Parnehenen

Unser lieber, alter Schulweg verschaffte uns manchmal zusätzlich ein paar Tage Ferien. Er führte nämlich quer durch die Nehnewiesen nach Parnehenen. Der Straßendamm durch die saftigen grünen Wiesen war nur mäßig hoch und daher nicht besonders gegen Überschwemmungen gefeit. An den Wegrändern wuchsen Wiesenkräuter und Weidensträucher. Den Sommer hindurch passierte hier nicht viel. Bei zu großer Hitze badeten wir gern auf dem Heimweg von der Schule. Die Nehne war jetzt verträumt und artig, plätscherte langsam durch die Wiesen dahin, um das klare Wasser dem größeren Pregel zuzuführen. Wenn im Herbst die Wiesen abgeerntet waren, ließen starke Regenfälle das Flößchen zu einem richtigen Fluß werden. Der Winter deckte es dann mit einer richtigen Eisschicht zu und bündigte es bis zum Frühling. Wenn dann die Sonne das Eis wegtaute und die Vorflutgräben das Schmelzwasser von den großen Feldern in die Nehne ergossen, dann stieg der Wasserspiegel rasend schnell. Das sonst so ruhige Wässerchen ging dann über die Ufer und überschwemmte die Wiesen bis an die Hänge zu beiden Seiten. Jetzt war unser Schulweg zu einem schmalen Band durch eine große, unheimliche Wasserfläche geworden. Stündlich wurde der Weg schmaler und schmaler. Ratlos haben wir dann mit unserem Ranzen auf dem Rücken am frühen Morgen dagestanden und überlegt, ob wir wohl noch trockenen Fußes den Heimweg antreten konnten, wenn wir es wagten, doch zur Schule zu gehen.

Es war oft rein zu dammlich, daß der Weg nicht ganz überschwemmt war. Dabei hatten wir uns doch schon sooo auf den freien Vormittag gefreut. „Wie koame denn bi jou, on denn spääl wie Reiba on Schandarm!“ So freute sich der große Heinz. Unschlüssig traten wir von einem Fuß auf den anderen. Guter Rat war jetzt teuer, denn auf der einen Seite rief die Pflicht, auf der anderen Seite wartete das Vergnügen. „Ob wie nich doch eenfach noa Huus goahne on segge denn, de Wech wea schon ganz unda Woata,“ meinte Fritz. „Joa, on wenn dat de Kawerningker sehne?“ warf Grete ein. „Meen ju, dat dä ons biem Lehra vapetze?“ fragte Marga. „Glowt man, dä kicke genau noah, wie wiet dat Woata ös“, gab Gotthard zu bedenken. „Denn loat ons man lewa goahne, sonst kom wie noch to spääd öinne School, et wat ons schon ehna môt dem Pead afhoale“, entschied Eise.

So gingen wir dann doch einträchtig zur Schule. Mittags war der Weg dann ganz überschwemmt. Nach einiger Zeit kam dann meistens unser Vater geritten, nahm uns nacheinander vor sich auf das Pferd und ritt uns durch das Wasser hindurch. Jetzt konnten wir ruhigen Gewissens ein paar Tage zu Hause bleiben, bis sich der Wasserspiegel wieder so weit gesenkt hatte, daß wir unseren Schulweg trockenen Fußes benutzen konnten!

Fast alljährlich wiederholte sich die Überschwemmung bis der Straßendamm, sehr zu unserem Leidwesen erhöht wurde.

Wenn im Herbst starke Regenfälle einsetzten und noch Stauwind vom Pregel her dazukam, passierte das Gleiche. Kam dann starker Frost dazu, entstand eine riesige Eisfläche. Wir gingen dann zur Schule, nahmen aber unsere Schlitten mit, denn nun war die Turnstunde unser aller Lieblingsfach.

Charlotte Hille, geb. Weiß

Meine Großmutter

Meine „kleine Omama“, Malvine Belgard, geb. Legien, – die Mutter meiner Mutter – war eine, wie es mir immer schien, nicht alltägliche Frau, die ihr oft schweres Leben mit schwungvoller, ostpreußischer Tatenlust und mit Erfolg bewältigte. Sie lebte in Pobethen, wo mein Großvater Bäckermeister gewesen war.

Jährlich ein- bis zweimal kam sie zu einem längeren Besuch zu uns nach Koddien. So stehen viele meiner Kindheitserinnerungen in engem Zusammenhang mit der „kleinen Omama“. Obwohl sie damals, als ich so ungefähr drei bis fünf Jahre alt war, schon um die 70 war und kugelrund, machte sie mit mir Dauerläufe mehrmals hintereinander durch alle Wege unseres Gartens und spielte mit mir Fangen. Im Winter ging sie mit mir rodeln, und mit ihr zusammen wagte ich dann „steile“ Hohlweghänge herunterzurodeln. Am liebsten aber hatte ich es, wenn sie sich abends in der Dunkelstunde auf den Sessel neben dem großen Kachelofen setzte, mich auf den Schoß nahm und auf meine Bitte hin aus ihrem Leben zu erzählen begann.

Das Elternhaus meiner Großmutter war kein glückliches gewesen. Ihr Vater starb früh; die Mutter heiratete zum zweitenmal. Der Stiefvater war ein Trinker. Er wurde von den Kindern nur „der Samel“ (Samuel) genannt und nicht für voll genommen. Es gab viel Skandal und Streit. In seinem Rausch verlangte er, daß die Kinder ihn wenigstens „Unkel“ oder „Stewelvoader“ (Stiefvater) nennen sollten. Taten sie dies nicht, jagte er sie aus dem Haus und sie mußten draußen, nur notdürftig bekleidet, so lange warten, bis der Samel eingeschlafen war.

Meine Großmutter – damals 6 Jahre alt – war seine Lieblingstochter, er mochte sie leiden und sie reizte ihn nicht mit Widerstand. Wenn der Samel in seinem Suff verlangte, sing mir das Lied: „Krieger und Heldentat finden ihr Lorbeerblatt“, sang sie ängstlich aber mit lauter Stimme. Sie holte ihm zu nächstlicher Stunde aus dem 20 Minuten entfernten Krug den verlangten Schnaps, füllte ihn aber unterwegs mit Wasser aus der Lehmkaule auf, so daß der Stiefvater auf den schubjakigen Krugwirt, der ihm ein so fürchterliches Zeug verkauft hatte, mordsmäßig schimpfte. Als meine Urgroßmutter, wohl geschwächt durch die ewigen Aufregungen und vielen Geburten (nach Omamas Erzählungen wohl mindestens 13) starb, kam die damals 14-jährige Malwine zu ihrem Vormund in ein anderes Dorf, das aber auch zur Kirche nach Pobethen gehörte.

Ihr elterlicher Hof war ein „Köllmischer Besitz“ gewesen. Die Köllmer hatten große Vorrechte gegenüber den anderen Bauern. Omama nannte den Spruch: „Köllmsch' Blut rinnt nicht“ (Köllmisch Blut gerinnt nicht). Es klang Stolz aus diesen Worten.

Bis zu ihrer Heirat blieb Großmutter nun bei der Familie ihres Vormundes.

Mich bewegte dieses Schicksal, das mir aus einer anderen Welt zu stammen schien, ich hörte so etwas lieber als Märchen. Noch nachts im Bett dachte ich mit Gruseln daran und fühlte mich glücklich, in meiner heilen Welt zu leben.

Brigitte Lekuse

Blaubeeren, Schnee und dicke Pelze

Der Hof meiner Eltern lag so ganz abseits von allem Geschehen, zwischen Leipener Forst und Rathswalder Gutswald, Busch genannt. Für uns Kinder war es ein wirkliches Paradies. Im Sommer liefen wir schnell durch den Busch, um in dem dahinter liegenden großen Mühlenteich ein erfrischendes Bad zu nehmen. Die Jungens

konnten es nicht lassen, dort zu angeln und eventuell auch mal die Krebsreusen zu räubern. Im Winter war der Mühlenteich die schönste Fläche zum Schlittschuhlaufen. Von den Kindern der Umgebung wurde das tüchtig genutzt.

Zur Schule waren wir eine halbe Stunde unterwegs. Wir gingen fast nur durch Wald, im Sommer barfuß. Am Weg entlang gab es große Flächen mit Blaubeeren, die meinem Bruder und mir zum Verhängnis wurden. Wir konnten nicht daran vorbei und kamen immer erst mitten im Unterricht zur Schule. Zur „Belohnung“ durften wir dann in der Ecke stehen. Obwohl Mutter uns dann morgens früher losschickte, zu spät kamen wir doch, solange es Blaubeeren gab. Und dabei sind wir den ganzen Weg gelaufen.

Einen Sommer begleitete uns unser grauer Kater zur Schule. Morgens kam er hinter uns her und versteckte sich dann im Getreidefeld an der Schule. Wenn die Schule aus war, war er wieder da und kam mit uns nach Hause. Er war ein Freund aller Schulkinder.

Im Winter, bei frischem Schnee, fuhr der Vater uns zur Schule, damit wir nicht mit nassen Klamotten in der Schule sitzen mußten. Auf dem Heimweg wurde der Schnee dann um so gründlicher gemessen. Vater spannte die Pferde vor den Arbeitsschlitten, in den Schlacker kam loses Stroh und ab ging's. Im Wald, wo unsere Wege sich kreuzten, stiegen die Kinder aus der Waldarbeiterkolonie Rathsgrenz dazu. Oft paßte es, daß das letzte Stück des Weges die Kinder aus Baining dazu kamen. Dann hingen sie wie die Kletten am Schlitten und es gab ein Johlen und Kreischen, wenn sie wieder abfielen und im Schnee lagen.

Die Schule war von einer Tannenhecke umgeben. Das Tor hatte der Lehrer schon rechtzeitig aufgesperrt, ehe der Schnee es verhinderte. Oft hatte der Wind die Toreinfahrt, so hoch wie die Hecke war, mit Schnee verweht. Vater mußte auf dem Schulhof wenden und die Pferde mußten sich durch den hohen Schnee arbeiten. Das war für uns Kinder immer ein besonderer Spaß.

Bis zur Kreisstadt waren es 20 km. Da mußte man sich im Winter schon warm in Pelz und Pelzdecke packen. Mutter füllte Steinhägerflaschen mit kochendem Wasser, die kamen in die Pelzdecke an die Füße. In Wehlau, bei Steiniger und Radtke, wurden sie für die Rückfahrt wieder frisch mit kochendem Wasser gefüllt. Durch meine Heirat kam ich Wehlau dann näher. Die winterlichen Stadtfahrten wurden angenehmer, besonders, wenn ich warm eingehüllt als „Beifahrer“ reiste. Als mein Mann dann nicht mehr war und ich das „Steuer“ in die Hand nehmen mußte, war's oft recht ungemütlich. Ich froh immer sehr in einem richtigen Winter. Zur Fahrt zog ich über meinen dicken Wintermantel meines Mannes Fahrpelz, der mir mehr als bis zur Erde reichte. Dann in die Pelzdecke gewickelt, so war es auszuhalten. Doch zu dieser Prozedur brauchte ich Hilfe.

In Wehlau, bei Steiniger und Radtke, verpackte mich fürsorglich der Friedrich für die Heimfahrt. Er betreute auch bestens die Pferde, derweil ich meine Besorgungen machte. So begab ich mich wieder mal auf die Rückfahrt. Die Pferde waren im Winter ausgeruht und übermütig und schlugen gern über die Stränge. So auch dieses Mal. Ich hatte gerade die Kreuzchausee hinter mir, da stand ein Pferd außerhalb des Strangs. Bei allen Springkünsten kam das Pferd nicht wieder zurück. Mir blieb nichts anderes übrig, ich mußte mich aus meiner Verpackung schälen und den Strang in Ordnung bringen. Kaum fertig, kam mir ein Lastauto entgegen. Das war für unsere Pferde eine Seltenheit. Sie wurden unruhig und drängten seitlich in den hohen Schnee, mich mit. Mir wurde recht mulmig und ich dachte, nur rein in den Schlitten, damit ich nicht allein stehen bleibe. Das war mit dem langen Pelz recht schwierig. Als ich so halb im Schlitten hing, stand der Autofahrer neben mir. Er sah mir ins Gesicht und meinte: „Ich dacht', da is' so'n altes Mannchen, dem mußt du helfen.“ Er half mir dann aber doch in meine Pelzdecke, obwohl ich kein altes Mannchen war.

Elly Preuß geb. Schlingelhoff

Landwirtschaftliche Betriebe im Kreis Wehlau

Augken, Kreis Wehlau

Heinrich Steimmig

Unmittelbar an der Bahnstrecke Königsberg–Insterburg, 2 km westlich vor den Toren von Wehlau lag das Gut Augken. Eine feste Kieschausee durchquerte das Gut, zog am Hof vorbei, was eine günstige Verkehrslage bedeutete. Im Norden begrenzt der Pregel, im Süden die Ausläufer der Staatsforst Frisching das Gut. Östlich des angrenzenden Wehlau lag die Feldmark in einem Plan. Augken war eine alte Preußensiedlung, urgeschichtliche Gräberfelder und Siedlungsfunde, auch auf der benachbarten Domäne Kleinhof-Tapiau und anderen Höfen, beweisen dies. Als der deutsche Ritterorden ins Land kam, baute er zu seinem Schutz eine Burg Wehlau.

Augken war 357 ha groß, hatte 105,25 ha schweren Lehmboden, 80 ha Zuckerrüben- und Weizenboden und 75 ha Roggen- und Kartoffelboden, 53,5 ha Wiesen, 40 ha Weiden, der Rest Garten, Hof, Wege, Wasser, 80 ha waren dräniert. Der Schwerpunkt der Wirtschaft lag in der Viehzucht, das Gold war das Grünland, die Pregelwiesen und Weiden mit fließendem Wasser. Zu Augken gehörten das Vorwerk Rödersbruch, auf dem Jungvieh untergebracht war, sowie Neu-Wehlau, wo eine kleine Schafherde stand, Schwarznasen-Stammzucht. Der Wahlspruch „Soli Deo Gloria“ grüßte jeden Gast von der Toreinfahrt. Das Gutshaus war eingefriedet von einem schönen Baumbestand, eine 200 Jahre alt geschätzte Linde stand vor dem Herrenhaus, das im ostpreußischen Landstil erbaut war und rechts und links kleine Seitenflügel hatte. Die Gebäude waren aus festen Steinen errichtet, mit Pfannendach, voll elektrifiziert. Es war ein moderner Maschinenpark vorhanden, zwei Trecker.

Schon der Vorbesitzer, Generallandschaftsrat von Gusovius, konnte in der Viehzucht besondere Leistungen nachweisen und war seit der Gründung der Ostpreußischen Herdbuch-Gesellschaft angeschlossen. Die Milch wurde in eigener Meierei verarbeitet. Aber auch die Pferdezucht gab von Gusovius und somit Augken einen guten Klang. „Der Gusovius stellt 50 Pferde und verkauft 51“, ging die Rede als Remontezüchter von ihm im Lande.

Nach dem Tod meines Vaters, des Generalsekretärs der Westpreußischen Landwirtschaftskammer in Danzig, Dr. Karl Steimmig, zogen wir auf den 1934 erworbenen Besitz Augken. Er wurde weiter ausgebaut und fachlich verwaltet. Die Getreideerträge lagen bei 30 dz/ha, Auswinterungen waren gering. In den letzten Jahrzehnten war die Zuchtichtung Kaltblut, ein eigener Hengst sorgte für Nachzucht, betreut von unserem treuen Kutscher Fischer, der auf dem Treck 1945 einem Herzschlag erlag.

Zum lebenden Inventar gehörten 52 Pferde, davon 10 Zuchtstuten. Des weiteren 94 Schweine, Deutsches Edelschwein, 57 Schafe, Stammzucht Schwarznasen, 93 Herdbuchkühe, 2 Bullen, 80 Stück Jungvieh und verschiedenes Geflügel. Die Milch wurde an die Molkerei in Wehlau geliefert.

Bis zum Ende der letzten Tage vor der Flucht am 21. Januar 1945 wurde mein Besitz von unserem umsichtigen Oberinspektor, Herrn Borrmann, gewissenhaft verwaltet. Ich stand im Feld und lag, als der große Treck kam, verwundet im Lazarett in Königsberg. Der Abschied von Augken war kurz. Die alte Familie Lehmann, die Jahrzehnte dort gelebt hatte und sich nicht trennen wollte, übernahm die Sorge fürs Vieh, soll aber gleich nach Einmarsch der Russen erschossen worden sein. Viele treue, angestammte Familien sind gleich dem Besitzer heimatlos geworden. Möge mein eigener Sohn dort einmal ernten können getreu dem Wahlspruch „Soli deo Gloria“.

Domäne Kleinhof-Tapiau, Kreis Wehlau

Pächter bis 1916 Amtsrat Schrewe

Kleinhof, gegenüber der Stadt Tapiau etwa in der Mitte zwischen Königsberg und Insterburg auf den alten Sanddünen des Pregeltals am südlichen Pregelufer gelegen, bestand zum großen Teil aus leichtem Sand, während andere Teile durch ihre tiefe Lage für eine sichere Ertragsmöglichkeit zu naß waren. Auch die guten Wiesen und Weideflächen im Pregeltal waren häufigen Überschwemmungen ausgesetzt. Die Domäne war daher ein nicht leicht zu bewirtschaftender Betrieb.

Bei Pachtübernahme durch Hugo Schrewe im Jahre 1883 war Kleinhof 1000 ha groß, davon 475 ha Acker und 275 ha Wiesen und Weiden. Der leichte Sandboden erforderte eine hohe animalische Düngung, um befriedigende Erträge zu bringen, dieses setzte einen hohen Viehbestand voraus, dessen Leistungen in ungünstigen Jahren bei der großen Überschwemmungsgefahr nur mit hohen Kraftfuttergaben erkaufte werden konnten.

Herr Schrewe führte eine Fruchtfolge ein, die mit dem Hauptgewicht auf Roggen, der 27 % der Ackerfläche ausmachte, und Kartoffeln (24 %) und Futterbau (13 %) lag. Die höher liegenden Weiden der Pregelwiesen wurden eingezäunt und wechselweise geweidet oder gemäht. Durchschnittlich jedes 5. Jahr hatte der Betrieb Hochwasserschäden auf dem Grünland, die sich auch in Erkrankungen des Viehs, Verkälben, Kälbersterben usw. auswirkten und starke Rückschläge, nicht nur finanzieller Art, sondern auch im Aufbau der Zucht, brachten. Trotz dieser von der Natur nicht günstigen Vorbedingung lag der Haupterfolg Amtsrat Schrewes auf diesem Gebiet. Auf der von seinem Schwiegervater aus Holland importierten Zuchtgrundlage hat er eine Spitzenherde von 130 – 140 Kühen mit hoher Leistung geschaffen. Als einer der ersten führte er 1894 wöchentliches Probemelken mit Fettbestimmung ein, nachdem seit 1890 Leistungsfeststellungen auf Milchmenge vorgenommen worden waren. Mit auf seine Veranlassung wurde 1882 zur Verbesserung und Vereinheitlichung der Zuchten die Ostpreußische Herdbuch-Gesellschaft gegründet, zu deren Vorsitzenden er 1908 gewählt wurde. Etwa 30 Jungbullen verließen zur Zucht den Kleinhöfer Stall. Seit 1900 unterstand die Herde dem osterstagschen Tuberkulose-Tilgungsverfahren.

Neben der Rindviehzucht spielte die Zucht und Aufzucht von Remonten eine große Rolle. 1881 mit der Aufzucht einiger Fohlen beginnend, wurde diese im Laufe der Jahre weiter ausgebaut und stellte in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg jährlich 45 – 50 Remonten, die – es wurden nur Rappen gehalten und angekauft – zum großen Teil zum „Garde du Corps“ gingen. An Arbeits-, Kutsch- und Reitpferden wurden etwa 50 Stück gehalten.

An Schafen wurden 400 Stück der Oxfordshire-Rasse gehalten. Die im Januar bis März geborenen Lämmer kamen zur Mast und wurden im August verkauft. Der Verkauf der Wolle spielte eine geringe Rolle. Die Schafe mußten aber zur Verwertung der Lupinen, deren Anbau auf dem leichten Boden nötig war, gehalten werden. Ausschlaggebend für den Erfolg war eine starke Schweinezucht und Mast in Verbindung mit der eigenen Meierei. 25 – 30 Sauen lieferten den Bedarf an Jungtieren, der Maststall war ständig mit 300 Schweinen belegt, die die anfallende Magermilch und Molke verwerteten. Daneben erhielten sie Mais-, Roggen- und Gerstenschrot. Gefüttert wurde dreimal täglich, die Masten im Sommer sogar viermal.

In der Brennerei wurden Kartoffeln zu Spiritus verbrannt. Während des Krieges wurde noch eine Kartoffeltrocknungsanlage für Flocken eingerichtet.

Die Meierei bildete einen wesentlichen Bestandteil des Betriebes. Jährlich wurden etwa 8,5 Millionen Liter zu Butter und Tilsiter Käse verarbeitet. Eine milchwirtschaftliche Versuchsstation sowie eine Molkereilehrschule waren ihr jahrelang angeschlossen. Die Butter ging fast ausschließlich an Privatkundschaft durch Postversand. 1896 wurde in Verbindung mit der Maschinenanlage der Brennerei und Molkerei eine elektrische Licht- und Kraftanlage geschaffen.

1885 wurde ein neuer Kuhstall für 210 Stück Vieh mit Vordach, Mittellangstand, Futter- und Dungbahn, Schlempe- und Wasserbassin gebaut. Ihm folgten ein neuer Pferdestall und ein neuer Schweinestall für 300 Schweine mit direkter Magermilch- und Moikeleitung. Eine Dampfheizung ermöglichte auch bei strengem Frost eine günstige Temperatur im Stall. Es folgten ein Stall für 100 Stück Jungvieh und 40 Pferde, ein Schafstall für 400 Schafe, 30 Pferde und 24 Leutekühe. 1903 wurde eine Schule errichtet, ein neuer Viehstall für die Leute und 1910 das Beamtenhaus mit Speicher gebaut. In ca. 25 Jahren wurde fast der ganze Hof neu errichtet, eine Fülle von Arbeit in Planung und Ausführung. Auf den nicht ackerfähigen leichtesten Sandböden wurden jährlich 1,5 ha Kiefern angeschont. Kleinhof wurde durch seine Vielseitigkeit eine Lehrstätte für viele junge Landwirte, die weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekannt war.

Amtsrat Schrewe bekleidete viele Ehrenämter und wurde als Vertreter der Konservativen Partei in das Preußische Abgeordnetenhaus und in den Reichstag gewählt, war Vorsitzender der Ostpreußischen Herdbuch-Gesellschaft, des Centralvereins Königsberg u. a. m. Er hat für die Weiterentwicklung der Landwirtschaft wertvolle Arbeit geleistet.

Die Bewirtschaftung von Kleinhof-Tapiau wurde nach 1916 durch die Söhne des Amtrats Schrewe, Ernst Schrewe-Pomauden bis 1919 und Rittmeister a.D. Erich Schrewe bis etwa zum Jahre 1925 fortgeführt. Nach Beendigung des Pachtverhältnisses wurde Kleinhof-Tapiau zum Teil gesiedelt und dadurch stark verkleinert. Nachfolgende Pächter der Restdomäne waren die Herren Kleine und Hogrefe.

gez. Lieselotte von Queis geb. Gusovius
(Enkelin von Amtrats Schrewe)

De Kriezknopp

Et weer emaal e Schnidergesell, dä had Winter äver flitig gearbeit; oaver wie det leve Frejoar keem, doa heel er et nich länger ut, kromm oppem Schnidderdösch to hucke in een Stöch noam andre to moake. He packd tosamme, wat er had, neem de Äl ön ene on dem Begeliser öinne andre Hand on ging wedder oppe Wanderschaft.

Et duert nich lang, doa keem em e junger Keerl entgäge möt Fuste so wie e Poar Possekels. On de Schnider wußd foots, wem er vār sök had on sääd: „Gun Dag, Broder Schmött, wo geist du hen?“ – „Scheen Dank, Broder Schnider, ömmer de Nääs' noa!“ – „Wöll wi nich tosamm spanne?“ – „Mienwäge!“ – On nu zockelde se loos.

Noa e Wielke keem enne wedder ener entgäge. So e Bomskeerl wie de Schmött weer et nich; oaver e godem Kopp grötter wie de Schnider weer er doch. On wiel sine Mötz on sinne Kleder noch ganz witt bestevort were, doa säde se to em „Gun Dag, Broder Meller, wo wöllst du hen?“ – „Scheen Dank, Broder Schnider, on scheen Dank, Broder Schmött, ök goa ömmer doa hen, wo hön mi mine Feet droage!“ – Wöll mi nich tosamm spanne?“ – „Mienwäge!“ – On se zockelde wider.

Gegen Oavend keme se anne Kriezweg. On wiel dem Schmött sine Nääs' noa rechts wisd, on dem Meller sine Feet em ok doa hentoge, ginge se dem Weg rechts. Oaver dat weer geroad de varkeerte. Se keme öñne depe Woold on funde nich meer rut. On toletzt, doa weer de Weg to end, on se stunde oppe grote Wääs', wo so e Divelsteen leeg, dö vorr Öller all ganz green bemoost weer on böt to de Hälf öñne Eerd drön steck.

De Schnider weer ganz stöll, oaver de Schmött on de Meller funge an to floke wie twe Dragonersch. „Hoal mi de Divel!“ schreeg de ene. On de andere sääd: „Doa sull mi doch foorts de Deiker hoale!“ – On wise dat geseegt hadde, doa fung dat an, öñne Beem to bruse on to stäne, dat enne ganz schuchrig to Mood wurd. On möt eens, doa stund wi ut e Eerd gewachse e schwarter Keerl vor enne. Dä had e grenet Hootke mötte rode Hoanefleder op. On wenn er ok angetoage weer wie e Jäger dat sach ener em al op hundert Schrött an, dat dat kein Goder weer. He kratzd möttem rechte Foot wie e Hoan oppem Mösthupe on sääd: „Doa si ök! Ök sull Ju hoale! – Oaver hide hebb ök e godem Dag. Doa kann jeder von Ju mi wat opgäve. On wenn ener mi wat seggt, wat ök nich done kann, denn sull er wedder utem Wold rutfinde. De andere oaver mötte möt öñne Hell!“

„Fang an!“ sääd er tom Schmött. Doch dä moakd e Gesöcht wie e Katz, wo donnre heert, on wußd nich, wat er segge sull. „Na, warscht Du boold!“ schreeg de Divel. On de Schmött stoamert: „Kannst Du dem grote Steen hier öñne Wolke schmitte on nöt dem rechte Oar wedder opfange?“ De Divel sääd goarnuscht. Oaver he packd dem Steen möt beide Fuste, als wenn er em terdröcke wull, on ruckd em möt eens ute Eerd rut. On denn weegd er em eenmoal hen on eenmoal her, on . . . hui! floog de Steen öñne Woike, so hoch, dat er goarnich meer to sene weer. Un nu suad er wedder runner, dat de dre anne Sied hopsde wie e poar Ziggebäck. Oaver de Divel fung em möttem rechte Oor op on leet em ganz lieske wedder öñ sin Loch falle. – „Na, wat seggst nu?“ sääd er tom Schmött. Doch dä stunn doa wie e Teppke voll Mies', on de Divel geev em e Trött, dat er em grot Boage geroad öñne Heli rönfloog.

„Na, on Dien Opgoav?“ sääd er tom Meller. Doch dem weer al lang dat Hart öñne Böxe geschorrt, on em full ok nuscht andert öñ wie de grot Steen. „Kannst Du dem möt Dine Tään to Määl termoale?“ sääd he, on he kaud an jedem Woort, wie wenn ett e Kielke weer. Doa griffachd de Divel, on de Funke sprötzte man so, wie er möt sine Tään dem Steen bearbeide deed. Gnurpsch, gnurpsch, ging dat. On kuum had er angefang, doa weer nuscht meer vom Steen to sene wie e Huupke krauet Määl. – On ok de Meller kreeg e Trött, dat er dem Schmött öm grote Boage noafloog.

Nu weer blooß noch de Schnider ävrig. De bäverd am ganze Lief on weer witt wie e Handook. „Na, Zweernbock, wat häst Du Di utgedocht?“ sääd de Divel. Oaver de Schnider kreeg kein kleeneziget Woortke rut. On wie em de Deikert möt sine firige Oge ansach on anbröild: „Moak, Schnider, ök hebb kein' Tiet!“ doa ständ er so recht ut deepste Brost, dat dat Stääne werr weeb wie wiet to here weer. Menge verteilte ok, dat em e Böxebloaser entfoare ös. Oaver dat sön keine feine Lied! On möt eent – he wußd sölvst nich, wie dat keem – doa sääd er: „Griep mi dem, on moak mi e Kriez-

knopp rön!" Oaver dat Gestään weer all lang in alle Wind verboase, on de Divel stunn doa wie e Ochs vär'm nie Door. He mußd dem Schnider lope loate. – On ön sien Boos doa hackd er mööt sien Peerdsfoot oppe Eerd, dat se sik foorts utenander deed on he koppäver önne Heli rönfull.

Wie de Schnider sik e bößke verkuvert had, doa sach er, dat er ganz alleen weer. Vom Schmött, vom Meller, vom Divel weer nuscht meer to sene. On wenn nich dat Huupke Steenmääl doa geläge on de ganze Woold nich noch noa Pöch on Schwävel gestunke had, denn had er denke kunnt, dat alles weer e Droom gewäse.

Nu oaver ging er loos, wie wenn em ener oppe Hacke huckd. He fund ok glöcklich utem Woold rut, keem to Huus on fried e däge Margell. –

Mien Grooßvoader ös ok op sine Hochtiet gewäse, on hett mängsmaal geheerrt, wie de Schnider disse Geschicht sölvst vertell hett. On drom mott se doch gewöß on woarrartig passeert sön.

(Aus: Karl Plenzat, Der Wundergarten)

Wir gedenken der Heimgegangenen

1979

25. 4. Wilhelm Gohrt, Töpfermeister aus Tapiau-Großhof. (88 J.)
zuletzt: Jungfernheideweg 3, 1000 Berlin 13
- 9.5. Fritz, Hermann August, Hauptlehrer i.R. aus Allenburg, Wehlau (u. Pillau),
(82 J.)
zuletzt: Tulpenweg 10, 3300 Braunschweig
27. 5. Walter Haensch, Lehrer i.R. aus Wehlau, (78 J.)
zuletzt: Hoheluftstr. 5, 2151 Beckdorf-Nindorf
18. 6. Georg Böhnke, Kantor u. Lehrer i.R. aus Petersdorf, Starkenberg und
Schloß Cremitten, (86 J.)
zuletzt: Gartenweg 6, 3031 Hademstorf
25. 5. Maria Bahl verw. Sudau geb. Masannek aus Tapiau, (87 J.)
zuletzt: Triftkoppel 6, 2000 Hamburg 74
24. 6. Johanne Klodt aus Tapiau, (75 J.),
zuletzt: Neulandsstraße 19, 2850 Bremerhaven-Lehe
- im Juni Walter Morgenroth, Landwirt aus Wilkendorf, (72 J.)
zuletzt: Dürerring 40, 3030 Walsrode
9. 7. Bernhard Otto Neumann, Landwirt aus Hanswalde, (70 J.)
zuletzt: 3044 W Eastwood Ave Chicago, Illinois 606 25 (USA)
9. 7. Max Kolbe, Kaufmann aus Wehlau, Kirchenstraße,
zuletzt: Hochstraße 62, 5138 Heinsberg
29. 7. Margarete Dedeleit geb. Laupichler aus Stobingen, (72 J.),
zuletzt: Friedrichshafen/Bodensee

30. 7. Elfriede Kornblum geb. Bressemer aus Colm, (74 J.),
zuletzt: Idsteiner Str. 24, 6272 Niederhausen/Ts.
3. 8. Paul Schindowski, Revierförster i.R. aus Tapiaw (u. Forsthaus Mühling
Krs. Gerdauen), (84 J.),
zuletzt: Friedensweg 31, 5303 Bornheim-Marten
4. 8. Martha Beckereit geb. Karp aus Wehlau, (90 J.),
zuletzt: Mittelstr. 5, 3163 Sehnde 1
- im Sept. Ida Schulz geb. Klamanski aus Wehlau, Parkstr. 19, (81 J.),
zuletzt: Hannoversche Straße 5, 3006 Großburgwedel 1
25. 9. Anni Klein, Sparkassenangestellte, aus Tapiaw, Königsberger Str., (47 J.),
zuletzt: Rotenburger Str., 2139 Fintel
7. 10. Anna Berger geb. Gannat aus Genslack, (72 J.),
zuletzt: Homburger Stieg 10, 3457 Stadtoldendorf
9. 10. Gustav Schön aus Friederikenruh, (90 J.),
zuletzt: Auf dem Wingert 3, 5350 Euskirchen
13. 10. Waldemar Mertsch aus Tapiaw, Deimestraße 8, (60 J.),
zuletzt: Am Sportplatz 9, 3304 Wendeburg
15. 10. Otto Andres, Lehrer i.R. aus Gr. Allendorf, (89 J.),
zuletzt: Im Eichholz 10, 3000 Hannover 51
29. 10. Liesbeth Weiß geb. Obermüller aus Aßlacken, (Barten u. Königsbg./Pr.)
(89 J.),
zuletzt: Wüllener Straße 208, 4426 Vreden
26. 10. Ernst Till aus Goldbach, (80 J.),
zuletzt: Henriettenthaler Str. 6, 6270 Idstein 2 (Wörsdorf)
- im Okt. Liesbeth Gierl verw. Treidel geb. Fröhlich aus Grünhain, (66 J.),
zuletzt: Wilhelmstraße 10, 6521 Dorn-Dürkheim
12. 1. 78 Hermann Augustin, Gartenmeister aus Götzendorf, (79 J.),
zuletzt: Germaniastraße 37, 6800 Mannheim 24
3. 2. 77 Erna Müller geb. Rolack aus Kl. Nuhr, Poststelle I, (61 J.),
zuletzt: Am Pelz 81 a, 6100 Darmstadt
- im Mai '79 Albert Seidler aus Wehlau, Gr. Vorstadt (Elektrogeschäft)
zuletzt: Kolwitz („DDR“)
- im März '79 Ernst Prawitz, Wehlau (Gärtnerei)
zuletzt: Friedrichstr. 35, 2390 Flensburg
11. 8. 79 Irene Dornhardt geb. Reich, Agnesenhof
zuletzt: Overath

Schülertreffen 1980

Das nächste Treffen der Schüler der höheren Schulen unseres Kreises findet vom

14. bis 16. März 1980 im Ostheim in Bad Pyrmont statt.

Wir bitten darum, sich möglichst umgehend anzumelden
bei Adolf Mohr, Am Hang 5, 3064 Heeßen/Bad Eilsen.

Wir müssen bis spätestens Mitte Januar 1980 eine Übersicht über die Teilnehmerzahl haben, da es sonst Schwierigkeiten bei der Quartierbeschaffung gibt.

Weitere Einzelheiten zu dem Treffen bitten wir dem „Ostpreußenblatt“ zu entnehmen.

Wir gratulieren

1979

16. 3. Hedwig Bartels geb. Marquardt (75 J.) aus Lindendorf
jetzt: Leckhaus-Str. 19, Westernkotten
30. 5. Anna Weiß geb. Barthke (84 J.) aus Wehlau, Pinnauer Str. 9a,
jetzt: Ritterstraße 14, 2210 Itzehoe
23. 6. Kurt Görke (75 J.) aus Allenburg
jetzt: Marienstr. 46, 7936 Allmendingen
25. 7. Helmut Münchow (75 J.) aus Tapiau (u. Königsbg./Pr.)
jetzt: Strandweg 3, 2305 Heikendorf
30. 7. Wilhelm Lukat, (83 J.) Landesoberinspektor i.R. aus Moterau, Tapiau
(u. Königsbg./Pr.)
jetzt: Georg-Friedrich-Händel-Str. 30, 7410 Reutlingen
30. 7. Gerdi Kolbe (70 J.) aus Wehlau, Kirchenstr.,
jetzt: Hochstraße 62, 5138 Heinsberg
31. 7. Richard Tietz (92 J.), Schmiedemeister aus Reinlacken
jetzt: Friedrichstr. 14, 7737 Bad Dürkheim
9. 8. Therese Jakobeit geb. Lessau, (84 J.), Landwirtin aus Weißensee,
jetzt: Grüne Straße 32, 2340 Kappeln-Mehlby

26. 8. Franz Endruschat (75 J.) aus Wilkendorfshof
jetzt: Pieyüberweg 50, 4500 Osnabrück
30. 8. August Glang (83 J.) aus Kühnbruch
jetzt: Weinstraße Nord 48, 6719 Kirchheim
3. 9. Frida Kratel (83 J.) aus Hanswalde
jetzt: Juchaczstraße 15, 4780 Lippstadt
4. 9. Heinrich Berg (80 J.), Bäckermeister aus Goldbach (u. Königsbg./Pr.)
jetzt: Waldstraße 6, 3071 Leese
7. 9. Käte Breiksch geb. Lieck (70 J.) aus Wehlau
jetzt: Ludw.-Wolker-Str. 8, 4401 Münster-Haudorf
20. 9. Auguste Skott (92 J.) aus Ripkeim
jetzt: Dürerstraße 30, 3550 Marburg
24. 9. Ernst Steppat (75 J.) aus Pareyken
jetzt: Am Kreienberg 5, 3070 Nienburg/Weser
24. 9. Franz Weiß (87 J.) aus Wehlau, Pinnauer Str. 9a
jetzt: Ritterstraße 14, 2210 Itzehoe
25. 9. Anna Pentzlin (81 J.) aus Försterei Eichenberg
jetzt: Torneiweg 26b, 2400 Lübeck 1
26. 9. Emilie Wagner (92 J.) aus Wehlau
jetzt: Altenheim, 8872 Burgau
4. 10. Auguste Schiemann geb. Blank (86 J.) aus Taplacken
jetzt: Schwendnerring 34, 2102 Hamburg 93
4. 10. Gottfried Hoffmann (81 J.) Justizamtmann a.D. aus Tapiau (Pillau u. Kgb.)
jetzt: Amtsgasse 37, 6113 Babenhausen 1
13. 10. Gertrud Ewert (75 J.) aus Plibischken (u. Krs. Bartenstein)
jetzt: Efenweg 43, 2000 Hamburg 60
15. 10. Martha Kahnert geb. Bogdahn (88 J.) aus Plibischken
jetzt: In der Wehrhecke 10, 5300 Bonn 1
15. 10. Gustav Seifert (80 J.) aus Lindendorf
jetzt: Paulstraße 12, 1000 Berlin 21
24. 10. Anna Döhring geb. Weiteschat (90 J.) aus Tapiau (u. Friedland)
jetzt: Joh.-Meyer-Str. 56a, 2050 Hamburg 80
19. 10. Rudolf Peterson (83 J.), Landwirt aus Grünhayn
jetzt: Am Hang 22, 2140 Bremervörde
1. 11. Otto Brikner (82 J.), Polizeibeamter aus Ripkeim
jetzt: Tulpenweg 3, 3070 Liebenau

- 4. 11. Fritz Kristahn (85 J.), Bauer aus Richau
jetzt: Buchwaldweg 1, 6581 Rötsweller
- 7. 11. Herta Thomaschky geb. Wolff (83 J.) aus Oeisenau
jetzt: Reiling 8, 2407 Travemünde
- 8. 11. Käthe Hennig (87 J.), Witwe des Rektors Hugo Hennig aus Allenburg
jetzt: Kriemhildstraße 15, 2000 Hamburg 56
- 12. 11. Hedwig Tullney geb. Mertsch (80 J.) aus Grünhayn
jetzt: Beerenberg 1, 2100 Hamburg 90
- 17. 11. Liesbeth Steppke geb. Wolk (80 J.) aus Bieberswalde (u. Lötzen)
jetzt: Großlohering 47, 2000 Hamburg 73
- 19. 11. Hedwig Schakeit (85 J.) aus Lindendorf
jetzt: Griebemer Str. 35, 3280 Bad Pyrmont
- 20. 11. Liesbeth Matern (84 J.) aus Nickelsdorf
jetzt: Teichstraße 1, 3436 Hessisch-Lichtenau (bei Tochter Eva Rühling)
- 4. 12. Charlotte May geb. Lorenz (83 J.), Bäuerin aus Alt-Götzendorf
jetzt: Bernshausener Ring 17, 1000 Berlin 26
- 7. 12. Gertraude Jaeger geb. Reidenitz (75 J.) aus Pelohnen
jetzt: Buchwaldweg 1, 6581 Rötsweller
- 13. 12. Elfriede Breuhammer (88 J.) aus Wehlau-Wattlau, Ripkeimer Str. 17
jetzt: Schusterbreite 17 II, 2400 Lübeck 1
- 21. 12. Helene Sprengel geb. Lukat (88 J.), Lehrerwitwe aus Wehlau, Pinnauer Str.
jetzt: Waldstr. 51 (Altersheim), 7920 Heidenheim
- 21. 12. Anna Bisch geb. Jordan (83 J.) aus Wehlau, Oppener Str. 9a
jetzt: Solinger Straße 1, 1000 Berlin 21

1980

- 1. 1. Hedwig Stoermer geb. Komm (82 J.) aus Tapiau
jetzt: Hebbelstraße 16, 4020 Mettmann
- 5. 1. *Charlotte Neumann geb. Schmiedefeld (75 J.) aus Tapiau*
jetzt: Lerchenweg (Altenwohnung), 2124 Amelinghausen
- 9. 1. Margarete Schirwinski geb. Kiessen (83 J.) aus Paterswalde
jetzt: Ahrweg 6, 5305 Alfter-Impekoven
- 15. 1. Klara Dobrick geb. Hinz (80 J.) aus Wehlau, Kl. Vorstadt 7 (Fleischerei)
jetzt: Vogelsbergstraße 12, 6479 Schotten
- 21. 1. Rudolf Herrenkind (83 J.) aus Wehlau, Markt
jetzt: Lindenplatz 7, 2352 Bordesholm

- 7. 2. Elise Ting geb. Thoms (80 J.) aus Pelohnen
jetzt: Dressel 19, 5981 Werdohl
- 8. 2. Amanda Scheffler geb. Goebel (91 J.) aus Wehlau, Deutsche Straße 1
jetzt: Walkmühltal 1 „Kreidelstift“, 6200 Wiesbaden
- 13. 2. Bernhard Winter (81 J.), Landwirtschaftsrat a.D. aus Wehlau
jetzt: Erzberger Str. 20, 5160 Düren
- 16. 3. Arthur Kuck (83 J.) Realschullehrer i.R. aus Tapiau
jetzt: Felix-Mendelsohn-Str. 16, 2370 Rendsburg-Hoheluft
- 21. 3. Charlotte Koppetsch geb. Behrenz (82 J.) aus Miguschen
jetzt: Olandsweg 11, 2427 Malente-Gremsmühlen
- 4. 3. Helene Sabolewski (81 J.) aus Bürgersdorf
jetzt: Hirschbergstraße 111, 7140 Ludwigsburg-Eglosheim
- 15. 3. Kurt Obermüller (82 J.), Kaufmann aus Wehlau, Markt 5
jetzt: Kaiserstraße 125, 7410 Reutlingen
- 22. 3. Frieda Riebensahm geb. v. Paul (83 J.) aus Perpoiken
jetzt: Burgstraße 45, 7700 Singen/Htwl.
- 30. 3. Gertrud Lukat (92 J.) aus Moterau u. Tapiau
jetzt: Untere Bergkoppel (bei Kuhn), 2050 Hamburg 80
- 31. 3. Ernst Froese (81 J.), Pfarrer i.R. aus Paterswalde
jetzt: Spitzwegstraße 22, 3300 Braunschweig
- 10. 1. Anna Scharmacher (82 J.) aus Wehlau
jetzt: Eisendorfer Str. 150a, 2100 Hamburg 90

Diamantene Hochzeit

am 19. 4. 1979 Franz Weiß und Frau Anna geb. Barthke aus Wehlau, Pinnauer Str. 9a
jetzt: Ritterstraße 14, 2210 Itzehoe

Goldene Hochzeit

am 28. 7. 1979 Otto Lange und Frau Helene geb. Schwertfeger aus Sanditten,
Poppendorf und Stobingen, jetzt: Waldstraße 10, 5431 Herschbach

im Juli 1979 Otto Lau und Frau Marie geb. Mertsch aus Tapiau und Pregelwalde
jetzt: Pappelallee 3b, 3580 Fritzlar

am 22. 9. 1979 Lehrer Walter Rehfeld und Frau Elli geb. Daudert aus Pomauden
jetzt: Hermannstal 62, 2000 Hamburg 74

am 12. 10. 1979 Karl Gronau und Frau Maria geb. Guddat aus Neu-Ilischken
jetzt: An der Hüb 22, 5909 Niederdresselndorf

Wir gratulieren zum Examen

Josef Krause, Journalist und Begründer des Archivs für Zeitgeschichte (Paul Krause und Frau Mathilde, geb. Gerigk, aus Willims (?), Kreis Wehlau) hat sein Staatsexamen im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Sozialakademie in Dortmund bestanden.

Wir suchen

Landwirt Gustav Kaempff aus Sanditten Ortsteil Götzendorf, bzw. seine Kinder Ernst, geb. ca. 1918, Elfriede, geb. 1922, Liesbeth, geb. 1925 werden gesucht von dem Neffen bzw. Vetter Fritz Gudowski.

Otto Jeremias aus Wehlau, Kraftfahrer beim Arbeitsamt, geb. 1912 oder 1913 und Herr Göttinger (oder ähnlicher Name) aus Wehlau, Papierfabrik, werden ebenfalls von Fritz Gudowski gesucht.

Christa Kannikowski aus Eiserwagen wird gesucht von Erna Packhäuser geb. Kannikowski.

Wilhelm Otto Niesch aus Jakobsdorf, geb. 1890 oder 1892 und Ehefrau, ebenso Margarete Niesch, Walter N., Kurt N., Willy N. alle geboren in Tölteln, zuletzt wohnhaft gewesen in Jakobsdorf. Wer weiß etwas über das Schicksal der Familie nach 1945. Sie werden gesucht von dem in der „DDR“ lebenden Fritz Otto Niesch, geb. 1914, zuletzt Soldat, davor in Jakobsdorf wohnhaft gewesen.

Es wird gesucht die Geschäftsführerin des Lebensmittel- und Obstgeschäftes Wilhelm Worm, Wehlau, Markt. Wer kann sich an den Namen der Gesuchten erinnern, auch dies wäre schon eine große Hilfe? Frau Gerda Soldan geb. Graap, die sich um Mithilfe an uns wandte, hat dort als Angestellte kurze Zeit gearbeitet, sie benötigt die Anschrift für ihre Rente.

Gesucht wird Bruno Dorsch, Sohn des

Polizeibeamten Gustav Dorsch aus Wehlau, Kl. Vorstadt, von Walter Peter.

Gesucht wird Heinrich, Albert, Otto Steuber, geb. 1909, aus Tapiaw von G. Badenhop.

Gesucht werden Elfriede Boy, geb. ca. 1922 aus Wehlau und Frau Marg. Musius geb. Parnewitz aus Wehlau von Grete Schewski geb. Stein.

Margot Ingwelde Johnson aus den USA lebte von 1937-1939 im Alter von 6 – 8 Jahren in Johannesdorf bei ihrem Vater Seydak oder Seidak. Sie wurde 1939 von dem Ehemann ihrer Mutter adoptiert und 1955 wanderte sie nach USA aus. Sie möchte Verbindung zu Leuten aus dem Lebensabschnitt 1937-39 aufnehmen, um etwas über ihren Vater zu erfahren.

Insbesondere sucht sie ihre Pflegeeltern aus dieser Zeit – Familie Uter aus Johannesdorf –, ihren Lehrer und dessen Familie aus der Volksschule Pregelswalde, Gutsbesitzer Höllger oder dessen Familie, die ihren Vater und sie oft eingeladen hatten und evtl. auch etwas über spätere Aufenthaltsorte des Vaters wissen könnten. Wer weiß ob die gesuchten Personen noch leben? Wie hieß der Lehrer 1937 in Pregelswalde? Margot Ingwelde J. hieß zu damaliger Zeit „Gramattke“, damals führte sie „Margot“ als Rufname. Ihr Vater Seydak war Forstbeamter in Johannesdorf.

**Nachricht wird erbeten an die Heimatkartei unseres Kreises:
Frau Inge Bielitz, Reepsholt, Wendilaweg 8, 2947 Friedeburg 1**

Spendeneingänge vom 1. Juni '79 bis Nov. '79

Heinz Alexander, Darmstadt; Klaus-D. Abmann, Braunschweig; Hannelore Andersen, Hamburg 65; Arthur Androleit, Rostrup; Walter Ackermann, Stade; Käthe Augustin, Mannheim 24.

Helmut Brinkmann, Eschwege; Else Beutner, Oelixedorf; Gertrud Bombien, Lemgo; Paul Berg, Elsfleth; Willi Beyer, Peine; Charl. Beyer, Bad Homburg; Alfred Bartschat, Bad Neuenahr; Marg. Borris, Neuss 1; Traute Berens, Köln; Gerda Buttgereit, Nortorf; Hedwig Babbel, Hamburg 73; Boy, Lüdenscheid; Dr. Wolf Bredenber, Aurich; Heinrich Berg, Leese; Margot Butterweck, Hitzacker; Horst Benkmann, Detmold; Franz Bessel, Hattingen; Alfred Bartschat, Bad Neuenahr; Minna Becker, Rieden; Horst Briese, Bünde 15; Paula Ballnus, Kiel; Charl. Behrend, Minden; Martha Broschat, Kiel; Berta Goebel, Aachen; Wilh. Burkhardt, Michelstadt; Otto Birkner, Liebenau; Walter Beyer, Barkelsby; Walter Breuksch, Wilmsdorf; Charl. Böhnke, Hademstorf; Bielitz, Reepsholt; Martha Bloeck, Neuss; Frieda Bohlien, Rheinbach; Erich Beeck, Kiel; Almut Behrens, Seevetal; Emma Bechler; Waltraud Becker, Vechta; Agnes van Brakel, Viersen.

Willi Chittka, Heringsdorf; Rosemarie Clasen, Pinneberg; Erwin Chrosziel, Wunstorf.

Ursula Dziomba, Neuss 1; Fritz Döring, Lang-Göns; Richard Deutschmann, Berlin; S. Dornbusch, Bremen; Georg Dressler, Norderstedt; Helene Dame-
rau, Giengen; Dannenberg, Falling-
bostel; Willi Daniel, Schwelm; Helga
Dannhauser, Heidenheim; Walter Ditt-
krist, Lingen; Elsa Ducziewicz, Salz-

gitter 51; Brigitte Dultz geb. Riebensahm, Hann. Münden; Herbert Dannenberg, Köln 41.

W. Erzberger, Evessen; Ernst Eggert; Auguste Ewert, Bottrop; Eva Ennulat, Berlin 45; Georg Eggert, Hess. Oldendorf; Ewert; Irma Erzberger, Münster.

Marg. Frambach, Hannover; Irmg. Ferno, Kuppenheim; Johanna Ferno, Neustadt a. Rbg.; Luise Fleischhauer, Hamburg 73; Flottrong, Flensburg; Lieselotte Fahlke, Rotenburg; Herta Fischer, Langwedel; Elly Fromm, Bederkesa; W. Fischer, Bochum 7; Johanna v. Ferno, Neustadt a. Rbg.; Brigitte Franck, Eutin-Holzkamp; Brigitte Fiedler, Lüneburg; Hermann Fischer, Hannover 91.

Ruth Gleick, Hamilton-Ontario/Canada; Otto Gronmeyer, Büdelsdorf; M. Gerundt, Wedel; Dr. Guderian, Hameln; Charl. Groß, Burgdorf; Adalbert Gündens-
stern, Herne 1; Marg. Grigat, Wunstorf; Willi Glanert, Albbruck; Helga Gudlowski, Rheinfelden; Anna Gröning, Ratze-
burg; Irene Gesewski, Hamburg 54; Gerhard Goldbaum, Heinzberg; Johs. Grigull, Bad Segeberg; Hans Graber, Waldbröl; v. Glasow, Rohr; Dr. Grigat, Kiel; H. Grumblat, Stuttgart 31; Herta
Grau, Hameln; Joh. Grünwald, Bargte-
heide; W. u. Irene Graf geb. Klimach,
Lüch 1; Dora Gawehn, Bad Breisig 2; Herbert Goerke, Hagen 7; Hildegard
Gaebel, Baden-Baden; Dr. Werner
Giehr, Düsseldorf 31.

Charl. Hille, Schalksmühle; Elise Har-
nack, Erlangen; Herbert Hoffmann,
Mauer; Isolde Hermann, Mainz; Gustav
Herzmann, Herten; Univ. Prof. Dr. Dr.
h.c. W. Hubatsch, Wachtberg-Perch;

Marg. Haese, Bad Breisig; Elfriede Höhnke, Leverkusen; Karl Heymuth, Seevetal 1; Helene Hammermeister, Grevenbroich; Marianne Held, Stuttgart; H. Hellmig, Neumünster; Charl. Koppetsch, Malente; Isolde Hermann, Mainz; Herb. Heß, Lübeck; Gerh. Haack, Michelstadt; Erich Hinz, Wolfsegg 1; Hans u. Herta Hillmer, Mölln; Willi Heinrich, Albstadt 1; Heinrich Hosmann, Bottrop; Fritz Hasenpusch, Brunsbüttel; Traute Hermann, Eckernförde; Urs. Hilgner, Wolfsburg; Elisabeth Hefft, Köln 1.

Käthe Jakobs, Waldbröl; Ursula Jęrowski, Duisburg; Eva u. Charl. Jonetat, Mölln; Reinh. Jablonski, Rüsselsheim; Herta Jurzig, Albstadt 1; Jährling, Elms-horn.

Bruno Komm, Koselau; Horst Krause, Wuppertal 11; Otto Krause, Fürstenau 1; Helene Klipfel, Hamburg 15; Willi Krause, Reinfeld; A. Klischewski, Wesseling; Gertr. Kurschat, Preetz; Christel Klampfers, Köln; B. Küssner, Mölln; Heinr. Kuhner, Ostermunzel; Georg u. Edith Keutzer, Lauterbach; Helene Kischnick, Winhöring; Edelg. Krehl, Münsingen; Luise Kroll, Karlsruhe; Horst Kaehler, Vollbüttel; Horst Kowalski, Osnabrück; Frieda Kliem, Friesoythe; Karl Komm, Leverkusen; Ch. Koß, Tuttlingen; Gerda Kaiser, Oldenburg i.O.; Franz Kubert, Kaiserslautern; Therese Kühnke, Duisburg 29; Karl Kösling, Kerpen-Horrem; Käthe Koschinat, Lahnstein; Wolfg. Kornblum, Bremen 70; Marg. Kuck, Wiesbaden; Elisabeth Krause, Berlin 20; E. Kuhr, Dreieich; B. Kaempfer, Norderstedt; Herta Keller, Alfter-Impekoven; Anna Kaminski, Bramsche; Reinhold Kunter, Oldenburg; Kratel.

Dr. med. Lillenthal, Lörrach; Willy Loewner, St. Augustin 2; Rich. Ley, Bremen; Franz Lohrenz, Hannover; Else Leo, Hamburg; Helm. Lohrenz, Asslar; Hildeg. Lindemann, Berlin 19; Maria Liedtke, Bederkesa; Max Ley, Bomlitz; Werner Lippke, Kaltenkirchen; Fritz Ludwigkeit, Offenburg; Adelheid Leowski, Rüsselsheim; Otto Lau, Fritzlär; Christel Linden, Köln; Gertr. Lukat,

Hamburg 80; Frieda Lehwald, Meezen; Hilda Lutz, Köln; Irmgard Liers, Bad Hersfeld.

Erna Mähren, Solingen; Eva Monkowijs, Schwabach; Ilse Mertins, Köln; Waldemar Mertsch, Wendeburg; Rud. Mertins, Krefeld-Hüls; Dieter Meitsch, Reutlingen; Maria Müller, Nettersheim; Eva-Maria Müller, Wetter; Kurt Müller, Bruchsal; Masuhr, Marl; Alfred Morzeck, Wülfrath; Gertr. Müller, Timmendorfer Strand; Gerh. Mikuteit, Oer-Erkenschwick; Herta Menzel, Cadenberge; Marzelle Müller, Rellingen; M. Melzer, Hamburg 13; Helm. Münchow, Heikendorf; G. Matzkewitz, Hildesheim; Otto Müller, Darmstadt; Fritz Mohns, Solingen; Ch. Morgenroth, Walsrode; Fritz Mohns, Solingen; Hellmuth Möhrke, Celle; Fritz Minuth, Kl. Hilligsfeld.

Charl. Neumann, Amelinghausen; H. Naumann, Braunschweig; Margitta Newiger, Berlin 42; Otto Neumann, Hamburg 72, Fritz Neumann, Altenglan 1; Waltr. Nelson, Berlin 37; Gerda Nagel, Rastede i.O.; Ilse Neumeyer, Schopflach; Gisela Neumann, Kiel; E. Neubauer, Geislingen; Otto Neumann, Engen; Hans-Hubert Neumann, Jugenheim; R. Neumann, Dortmund.

Irmg. Ohlendorf, Braunschweig; Dieter Otto, Leverkusen; Ruth Ogonowski, Hamburg 54; Dr. Off, Bargtheide; Eva Obermüller, Reutlingen.

Hartmut Peterson, Sinzig; Eva Pinsch, Babenhausen; Liesbeth Pottberg-Stolzenwald, Bremen 71; Renate Powitz, Heidesheim; Horst Pietzko, Kiederich; Petereit, Kaltenkirchen; Frieda Preuß, Mittelberg; A. Peterson, Mönchengladbach; Rud. Pauli, Friedberg; Frieda Perschel, Wolfsburg 1, Gertrud Poschmann, Winhöring; Jutta Pape, Gütersloh 1; Erich Petter, München 60.

Quednau, Zeven; Erh. v. Queis, Hamburg 61.

Rudat, Moorrege; Riegert, Neustadt/Holst.; Eva Reinke, Bad Harzburg; Heinz Ruhloff, Stuttgart 40; Minna Rieck, Hofheim/Ts.; Frieda Riebensahm, Singen/Htwl.; Margarete Rudat, Bochum; Heinz Rauffeisen, Düsseldorf 13; Günther

Ramm, Sulingen; H. Rudas, Tr.-Eschmar; Erika Reis, Gonsenheim; Fritz Riemann, Großostheim; Gertr. Rott, Wassertrüdingen; Ruth Ribinger, Hannover; Joachim Rebuschat, Berlin 31; Waltraud Ragnat, Achim; Jürgen Rogge, Düsseldorf; Edith Rohr, Viersen; Gertrud Rösener, Bielefeld; I. Retat, Heiligenhaus; Werner Radtke, Wolfsburg; Martha Rieleit, Bremen 77; Herbert Rohde, Hannover; Irmgard Rosenfeld, Braunschweig; Gertrud Rohde, Hannover.

Skierlo, Ulrich, Hamburg 54; Erwin Sabolewski, Münden; Franz Senger, Dörentrup; Luise Seick, Neustadt/Holst.; Heinz Sambraus, Niendorf; Helene Sprengel, Heidenheim; Ella Siebeck, Edemissen; Frieda Seddig, Wesel; Rita Segatz, Offenbach; Anni Skronn, Burgwedel; Erich Sattler, Celle; Willy Seddig, Henstedt-Ulzburg.

Erwin Schröder, Gyhum-Nartum; Elfr. Schöler, Mölln; Heini Schergaut, Hannover; Prof. Dr. Schatz, Bremen; Walter Schweiß, Bad Oldesloe; R. Schulz, Wennigsen; Helene Schächter, Mülheim; Günther Schmidt, Bad Oldesloe; Schikowski, Duisburg 13; Erich Schmidt, Erwitte; Else Scheel, Kaiserlautern; Edith Scheide, Helsa; Lotti Schorlepp, Buxtehude; Fritz Schulz, Waiblingen; Schmeißer, Wunsiedel; Anni Schulz, Northeim; Gerda Schumacher, Hildesheim; Bruno Schulz, Hamburg 70; Kurt Scharmacher, Moers; Hans-J. Schneller, Fulda.

Siegfried Steinert, Langenhagen; Stuhmann, Bad Oldesloe; Herb. Stephan, Braunschweig; Christel Stief, Schwanewede; Horst Steinbach, Berlin 19; I. Stabenow, Langenhagen; Dr. Steffen, Herford.

Gudrun Taufferner, Bonn 2; Rich. Tietz, Bad Dürrenheim; Käthe Tunat, Heidelberg; Helene Thiel, Köln 41; Wanda Tiedemann, Großostheim; Dipl. Met. Dr. Wolfg. Thüne, Oppenheim; Anneliese Tulodetzki-Heymuth, Braunschweig; Herm. Tomaschky, Travemünde.

Wowerat, Drentwede; Adolf Wendel, Hademarschen; Otto Weinreich, Xanten; Martin Weiler, Bremen; Urs. Weiß, Syke; Karl Wander, Höhr-Grenzhausen; Eva Wagner, Winterlingen; Ida Weidner, Lage 1; Gust. Wisboret, Bielefeld 12; M. Wald, Dormagen; Hans Weißfuß, Saarem; Eva Wagner, Winterlingen; Ernst Wagner, Lüneburg; Walter Waldhauer, Beverstedt; Ilse Weiß, Höxter; Willi Wenger, Ascheberg; Gerd Wendland, Marl-Sieven; West, Scharbeutz; Gisela Walsemann, Celle; Ilse Weder, Frankfurt; Bernd Wöbke, Kiel 14.

Otto Zier, Nordhorn-Brandlecht; Anna Zichau, Donaueschingen; Walter Zaleike, Rellingen; Else Zietlow, Isernhagen 4; Hildegard Zuehlsdorf, Wolfsburg.

Ein Spender möchte nicht namentlich genannt werden; ein Spender war ohne Namensangabe.

Die Kreisgemeinschaft dankt allen Spendern, die mit ihrer Spende eine weitere Herausgabe des Heimatbriefes ermöglichen. Helfen Sie auch bitte weiterhin. Bei Einzahlungen bitte auch den Vornamen voll ausschreiben, um Verwechslungen auszuschließen.

**Für Ihre Einzahlungen benutzen Sie bitte das beiliegende Überweisungsformular oder überweisen Sie auf das Postscheckkonto der Kreisgemeinschaft Wehlau
Hamburg 2532 67 – 206**

Helmut Peitsch, Wir kommen aus Königsberg. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1979. 260 Seiten mit über 200, teils farbigen Bildern. Geb. 68,- DM.

Der Verlag Gerhard Rautenberg legt hier ein bisher einmaliges Buch vor – Texte und Bilder über das nördliche Ostpreußen heute. In mühevoller Kleinarbeit wurde alles verfügbare Material über dieses Gebiet zusammengetragen. Es gibt Auskunft über die Verhältnisse in sämtlichen Kreisen des sowjetisch verwalteten Teils Ostpreußens. Nüchterne Information wechselt mit lebendigen Schilderungen. Zahlen und Statistiken tragen zur exakten Unterrichtung bei. Die vielen Bilder lassen die Aussagen des Textes „anschaulich“ werden. Das Ganze wird vervollständigt durch einen deutschen und sowjetischen Stadtplan von Königsberg nebst Straßennamen und einem heutigen Ortsnamenverzeichnis.

Ruth Maria Wagner, Das alte Lied. Geschichten um die Liebe. Mit Zeichnungen von Eva Schwimmer. Reihe „Ostpreußisches Mosaik“, Band XI. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 144 Seiten. Brosch., 14,80 DM.

Emil Broschk, Frühling auf der Nehrung. Jagd- und Tiergeschichten mit Zeichnungen von Wilhelm Eigner. Reihe „Ostpreußisches Mosaik“, Band XII. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1979. 171 Seiten. Brosch. 14,80 DM.

Seit dem Herbst 1974 erscheint im Verlag Rautenberg, Leer, die Reihe „Ostpreußisches Mosaik“. Ein Wagnis, so schien es, angesichts der jährlich wachsenden Bücherflut, ein Wagnis auch, sich hier schon im Titel der Reihe auf Ostpreußen festzulegen – auf Themen, die das Land im Osten betreffen wie Schriftsteller der älteren und der jüngeren Generation, die aus Ostpreußen stammen. Die Reihe hat sich aber durchgesetzt. In jedem Band lebt ein Stück Ostpreußen. So reizt der Inhalt schon zum Kauf, aber auch die Tatsache, daß jeder Band ansprechend und gediegen aufgemacht ist und zu einem vernünftigen Preis angeboten wird.

Die beiden neuen Bücher werden auch wieder ihre Abnehmer und Liebhaber finden. In Band 11 dreht es sich um das alte und immer neue Lied der Liebe. Ein bunter Strauß von Geschichten und Versen, Heiteres und Besinnliches, Heimatliches und Gegenwärtiges aus der Feder verschiedener Autoren. Der Band 12 behandelt auch ein Thema, das „ankommen“ wird: Jagd- und Tiergeschichten. Die so überaus reiche Tierwelt unserer Heimat entsteht wieder vor uns.

Übrigens darf nicht vergessen werden, daß die Reihe „Ostpreußisches Mosaik“ von Ruth Maria Wagner betreut wird, die uns von ihrer Tätigkeit beim „Ostpreußenblatt“ her noch in guter Erinnerung ist.

Heimatbuch Wehlau

Sie können das Heimatbuch beim Verlag Gerhard Rautenberg, Postfach 909, 2950 Leer (Ostfriesland) oder bei der Kreisgemeinschaft Wehlau bestellen.

Das Buch ist auf Kunstdruckpapier gedruckt, hat 640 Seiten mit vielen Abbildungen und Karten.



So wie unsere edlen
Trakehner uns 1944/45
die Treue hielten, als es
galt, die schwerbeladenen
Treckwagen wochenlang
durch Schnee, Eis, Kälte
und Matsch zu ziehen,
um den russischen Ein-
heiten zu entkommen . . .

. . . so müssen wir
Ostpreußen unserer
Heimat die Treue halten,
unsere 700jährige Kultur
bewahren und die Hüter der
ostpreußischen Belange
sein in nie erlahmender
Gemeinsamkeit.

Den Zusammenhalt in
den weitverzweigten
Wohngebieten des
Bundesgebietes und im
Ausland gibt uns nur

Das Ostpreußenblatt

zu beziehen durch unsere
Vertriebsabteilung, 2000 Hamburg 13, Postfach 8047